

DIE STUDIERENDENZEITSCHRIFT DER UNI REGENSBURG

[*laʊt*|schrift]



AUSGABE WINTERSEMESTER 2019/2020

#28



Liebes Lautschrift-Tagebuch

(und alle, die mitlesen),

viele Wochen spannender Redaktionsarbeit liegen nun hinter uns und während der Entstehungszeit dieser 28. Ausgabe der *Lautschrift* sind wir um einige Erfahrungen reicher geworden. Erfahrungen ... das ist ein gutes Stichwort, denn darum geht es wie so häufig auch in diesem Heft. Unsere RedakteurInnen haben in den letzten Monaten Vieles erlebt, gehört oder gesehen, wovon sie in dieser Ausgabe erzählen.

Berichte einer sehr außergewöhnlichen und seltenen Erfahrung wie einer Stammzellspende, aber auch alltäglicher Erfahrungen wie in der Bib oder im Straßenverkehr sind in diesem Heft zu finden. Über ihre Jahrzehnte zurückliegenden Erfahrungen des Tages, als die Berliner Mauer fiel, spricht eine Zeitzeugin, und eine Neu-Regensburgerin schreibt über das Gefühl des neuen »Dahoam«-Seins – etwas, das bestimmt viele schon erlebt haben. Unsere Winter-Tipps bieten zusätzlich die Möglichkeit neuer, noch in der Zukunft liegender Erfahrungen.

Außerdem haben wir uns mit aktuell diskutierten Themen aus der Gesellschaft wie dem Umgang mit psychischen Problemen, hormoneller Verhütung, Ausbildungschancen für Geflüchtete und vielem mehr beschäftigt.

Wer die *Lautschrift* schon länger liest, wird dieses Semester auch unsere altbekannten Rubriken wie die »Schwarz-Weiß-Malerei«, »Die spinnen doch ...« oder den Selbstversuch wiederfinden. Ein kreatives Werk aus der »Schreibwerkstatt« und eine Kurzgeschichte runden diese Ausgabe fantasievoll und inspirierend ab.

In diesem Sinne wünschen wir allen viel Freude mit dieser Lektüre, die hoffentlich um mindestens eine Erfahrung reicher macht!

Deine Lena Alt, Maximilian Michel,
Lotte Nachtmann & Laura Hiendl

im Namen der gesamten
Lautschrift-Redaktion

* Werden Personenbezeichnungen aus Gründen der besseren Lesbarkeit in der »Innen«-Form verwendet, so schließt dies selbstverständlich alle Geschlechter ein.

INHALT



Schwarz-Weiß-Malerei
Die spinnen doch, die ...

6

In die Kugel geschaut

7

WTF / Geht's noch
Wos i scho ollawei wissn wuit ...

8

Selbstversuch
Essen wie in der Zukunft – eine Woche Pulvernahrung. Ein Selbstexperiment.

10

AStA-Kolumne

11

»Du bist nicht du, wenn du immer nur zu Hause bist!«

13

Die nächste, bitte – Ein Bibvergleich

16

Rad(streit)stadt Regensburg
Wie freundlich ist Regensburg für die verschiedenen VerkehrsteilnehmerInnen? Drei RedakteurInnen haben sich auf unterschiedliche Weisen durch Regensburg fortbewegt und erzählen von der Erfahrung aus ihrer Sicht.

18

Ein Zeichen der Sichtbarkeit 22

Welches Standing hat die LSBT*Q-Szene in Regensburg?

Winter-Events 26

Was geht im Winter in Regensburg? Die *Lautschrift* stellt Ideen für die kalte Jahreszeit vor – damit der Winter nicht allzu grau und trist wird.

Nachbericht Heimspiel 28

Ausbildung statt Abschiebung 30

Dahoam is dahoam 32

Über das Zurechtfinden in einer völlig neuen Umgebung.

Fleischkäsebrötchen versus Leberkassammel 34

Eine satirisch-kritische Auseinandersetzung mit Niedlichkeiten der bayerischen Sprache.

Chefredaktion

Lena Alt
 Laura Hiendl
 Maximilian Michel
 Lotte Nachtmann

Redaktion

Kati Auerswald
 Franziska Baghestani
 Olivia Bayne
 Paula Boden
 Pauline Fell
 Jan Fitz
 Celina Ford
 Alex Gebhard
 Verena Gerbl
 Marlene Grimberg
 Friederike Hirth
 Lisa Hofmann
 Jan-Mirco Linse
 Yvonne Mikschl
 Selina Roos
 Elias Schäfer
 Lea Wöhl

Fotos

Hans Reimann

Cheflayout

Laura Hiendl
 Nadejda Müller

Layout

Lena Alt
 Pauline Fell
 Sonja Grobecker
 Jan-Mirco Linse
 Maximilian Michel
 Yvonne Mikschl
 Lotte Nachtmann
 Janina Schatz

Illustrationen

Nadejda Müller
 Sonja Zwickpenflug

HerausgeberInnen

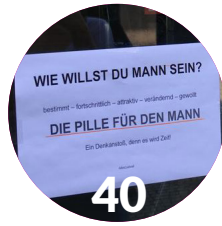
Studentischer Sprecher*innenrat
 Universität Regensburg
 93040 Regensburg

Kontakt

lautschrift@gmail.com
 redaktion@lautschrift.org
 www.lautschrift.org
 facebook.com/lautschrift.org
 instagram.com/lautschrift__ur

Druck

Erhardi Druck GmbH



36

Mental Health 36
 Psychische Gesundheit wird immer mehr thematisiert. Ein Bericht über den Wandel in Medien, Kunst und Kultur. Aber auch ein Aufklärungs- und Appellversuch.

Die Pille für den Mann 40

30 Jahre Mauerfall 42

Stäbchen rein - und dann? 44
 Wie läuft eine Stammzellenspende eigentlich ab?
 Ein Erfahrungsbericht.

Schreibwerkstatt 47

Kurzgeschichte 48

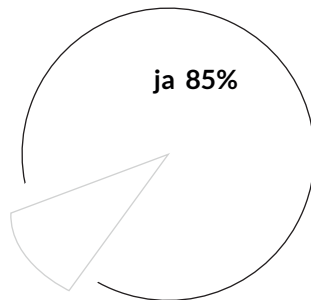
Platziert 50

SCHWARZ- WEISS- MALEREI

DIE SPINNEN DOCH, DIE

**Bringst du dein
Pfund-Weckglas
zurück in die
Cafete?**

nein 15%

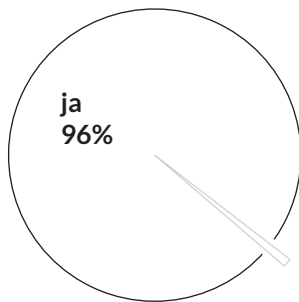


Amis

ja
96%

**Hast du schon einmal
in der Uni
übernachtet?**

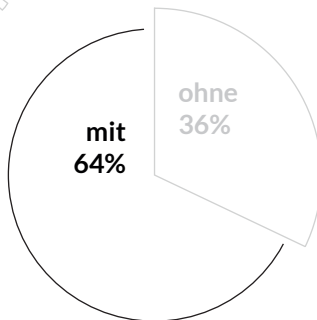
nein 4%



**Brezn mit oder
ohne Salz?**

mit
64%

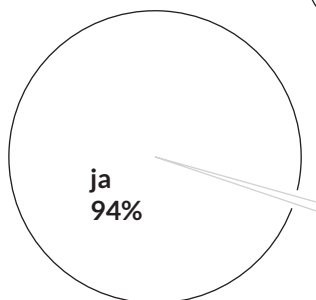
ohne
36%



ja
94%

**Bist du für
Wasserspender in
der Uni?**

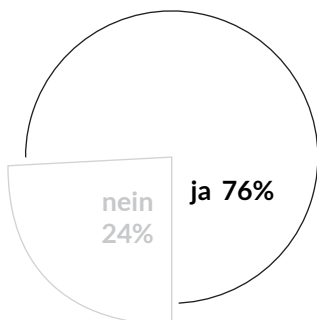
nein 6%



**Hältst du dich
auch als Rad-
fahrerIn an die
Verkehrsregeln?**

nein
24%

ja 76%



Gerade in politischen Zeiten wie diesen ist es wichtig, mit dem Finger auch gleich mal auf ganze Nationen zu zeigen. Seit Jahren bekriegen sich in den USA die zwei größten Parteien – Republikaner und Demokraten – auf Rednertribünen, im Fernsehen, in der Zeitung und am Esstisch. Schon längst sind die Nachteile dieses Konflikts über die Größe der Meinungsdifferenz hinausgewachsen – beide wollen doch nur das Beste für ihr Land. Und um das auf ihre Weise zu tun und um zu verhindern, dass die anderen es auf deren Weise tun, spalten sie das Land und hinterlassen tiefe Wunden. Wenn der Streit über die »richtige« Regierung so weitergeht, wird das Land letztendlich verkrüppelt zurückbleiben. Die USA sind stolz auf ihre Geschichte und sich selbst. Das Problem ist, dass dieser Stolz sie daran hindert, Kritik an sich selbst zu üben – ein elementarer Schritt im Prozess der Selbstverbesserung – und es ihnen unmöglich macht, Kritik von außerhalb als etwas anderes als Beleidigungen zu erkennen. Ein Weltbild, das nicht auf Rechten und Rationalität basiert, sondern auf Stolz, ist beinahe unangreifbar. Vergleichbar mit einer großen Gruppe von Ja-Sagern werden die Ja-Rufe in den USA immer extremer. Es gibt zwar Gegenrufe, die oft genauso extrem sind, aber die Stimme der Vernunft wird einfach totgeschrien. Welcher Patriot will schon hören, dass sein Vaterland nicht perfekt ist? Die USA können es sich nicht mehr leisten, sich selbst in dieser fast vollständig globalisierten Welt als Zentrum allen Geschehens zu sehen. Sie müssen den Blick nach außen wenden. Vielleicht sehen sie dann, dass wir Menschen ganz andere Probleme haben, die nur gemeinsam gelöst werden können.

von Jan Fitz

IN DIE KUGEL GESCHAUT

Bayern 2050: Während in der Öffentlichkeit Deutsch als Hauptsprache eingebürgert ist, herrscht an den Schulen und besonders den Universitäten das Motto: »Wer Deutsch spricht, fliegt!« Und wer leidet darunter? Die Lehramtsstudierenden, die die Grundlagen der Germanistik auf Englisch lernen müssen. Besonders die mittelhochdeutschen PhilologInnen wünschen sich die guten, alten Zeiten zurück. Ebenfalls ist diese Sprachreform bedenklich, wenn man sich die letzte Kultusreform für Gymnasien ansieht: Englisch als einzig akzeptierte Sprache in Schulen, da dies ein schnelleres Fortschreiten der Globalisierung ermögliche. Durchaus vorstellbar, aber wenn man bedenkt, dass der Mathestoff schon auf Deutsch nicht verstanden wird, wie wird das erst auf Englisch der Fall sein? Genau deswegen setzt man auf einen vereinfachten Lehrplan. Wer braucht schon den Limes oder Kurvendiskussionen, wenn das Kopfrechnen in einer globalisierten Welt doch so viel nötiger ist? Wer braucht schon Cartoon-Interpretationen im Englischunterricht, wenn es doch schon am Grundwortschatz scheitert? Da kommt das Prinzip einer britischen Comedy-Game-show wieder ganz recht: Sie verbindet Kopfrechnen und Wortbildung in einem Spiel. *8 out of 10 Cats does Countdown* heißt diese Sendung, die die bayerische Kultusministerin begeistert hatte. Das Prinzip ist denkbar einfach, dazu müssen nur der Englisch- und Mathematik-Unterricht in einem Fach zusammengefasst werden. Am Anfang einer jeden Stunde gibt's ein kleines Rätsel, bei dem die SchülerInnen aus neun zufällig ausgewählten Buchstaben das längste Wort bilden müssen, anschließend mit Hilfe der Arithmetik eine zufällige Zahl aus sechs anderen Zahlen erreichen – und das alles in einem Zeitlimit, das von Jahrgangsstufe zu Jahrgangsstufe variiert. Durch diese Umstellung hat man es geschafft, das bayerische Abitur an das von Hessen anzupassen und einem deutschlandweiten Standard näherzukommen. In der *PISA*-Studie tut sich aber immer noch nichts. Überforderung der SchülerInnen? Weit gefehlt. Denen gefällt's sogar so gut, dass sie heulen, wenn die Ferien da sind. Ein Hoch also auf die neuen Zeiten der Globalisierung!

von Yvonne Mikschl

Ausgependelt

Als Biomarkt-Mitarbeiterin erlebt man schon einiges. Ist ja auch eine andere Klientel als an der *Netto*-Kasse. Da wollte neulich die alte Lady mit ihren korallrot geschminkten Lippen und Zehn-Zentimeter-Stiletto wissen, ob wir denn auch biologische Lebensmittel hätten – das ganze Obst und Gemüse in den Supermärkten sei ja immer so »verseucht«. Oder der Anglerhut-Mann mit seiner Phobie vor den gefährlichen Strahlen an der Supermarktkasse, der seine Lebensmittel nie über den Scanner ziehen möchte. Zurück in die Gegenwart: Es ist ein unscheinbarer Montag, gegen 13 Uhr. Im integrierten Bistro wird gerade Mittagessen ausgegeben. Eine Frau um die 50 bestellt den »Salat Deluxe«, dazu die Gemüse-Bratlinge. Sie setzt sich an einen der Tische, holt einen langen, metallenen Stab heraus und lässt ihn ein paar Mal über und um ihr Essen schwingen. Sie erhebt sich mitsamt ihres Essenstabletts vom Stuhl und schreitet zielstrebig zurück zur Theke und schiebt ihr Tablett hin. »Entschuldigung, aber das kann ich *unmöglich* essen.« Sie streckt ihre Pendel in die Höhe, als wäre die Erklärung genug. »Es ist voller negativer Energien!« Ich vergesse bis heute nicht die Gesichter meiner ArbeitskollegInnen.

von Kati Auerswald

Bye bye Britain

Als ich im Sommer mit zwei Freundinnen an der französischen Atlantikküste gecampt habe, stießen wir auf ein besonderes Exemplar der Spezies »angriffslustige Camping-Krieger«. Der Besitzer eines britischen Campingmobils hatte den uns zugewiesenen Stellplatz mit seiner Sitzgarnitur eingenommen, die wir vorsichtig beiseitestellten. Am nächsten Morgen ging das Donnerwetter los: Es sei eine Frechheit, dass wir seine Sachen angefasst hätten ... ob man das in Deutschland so machen würde ... er werde sich beschweren. Oder noch besser: Auf einem Campingplatz, auf dem »ein solch unverschämtes Verhalten toleriert« werde, wolle er eh nicht bleiben. Und so brausten der tobende, dem Aggressionspotenzial nach zu urteilen vermutlich *Brexit*-befürwortende Schreihals und seine Frau, der das alles sichtlich peinlich war, wieder ab. Wir drei dachten uns nur noch »What the fuck, welcher Boris Johnson ist dem denn über die Leber gelaufen«.

von Lotte Nachtmann

Gibt es den Klimawandel auch in Kolumbien?

Müllberge so weit das Auge reicht: Am Flussufer stapeln sich achtlos weggeworfene Plastikflaschen – ein Pfandsystem scheint es nicht zu geben. Im bräunlich-schmutzigen Wasser schwimmt schon seit Langem kein Fisch mehr. Andernorts sieht man sogar eine von Büschen umwucherte Waschmaschine das Zeitliche segnen. Umweltschutz scheint hier definitiv ein Fremdwort zu sein.

Wo sich das Ganze abspielt? In Europa ist ein solches Szenario wohl kaum denkbar: Mit *Fridays for Future* kämpfen junge Menschen wöchentlich um ihre Zukunft, E-Autos stoßen in der Automobilindustrie immer häufiger auf Gefallen und Veganismus ist schon lange keine hippe Modeerscheinung mehr. Greta Thunberg ist in den Medien omnipräsent und die gesamte Gesellschaft versucht, dem Klimawandel den Kampf anzusagen. Umso erstaunter war ich, als ich jenseits des Atlantiks, in Kolumbien, auf schiere Verleugnung der Klimakrise gestoßen bin. Das Bewusstsein für Klimaschutz ist hier – oft bedingt durch schlechte Bildung, Armut oder wenig Aufklärung – nicht vorhanden. Alles wird in Plastik verpackt, selbst im Souvenirladen. Auch im Supermarkt stößt man bei mitgebrachten Stoffbeuteln, um die obligatorische Plastiktüte zu vermeiden, auf verständnislose Blicke.

Immerhin engagiert die kolumbianische Regierung seit einiger Zeit Müllsammler in Bogotá – pro eingesamelter Tonne recyclebarem Abfall gibt es circa 40 Dollar. Diese und andere Aktionen lassen hoffentlich nicht nur die Müllberge sinken, sondern veranlassen auch ein allgemeines Umdenken der Menschen in Südamerika. Beim Klimawandel handelt es sich dann wohl doch nicht um *#fakenews*.

von Verena Gerbl

GEHT'S NOCH?!

Mein Fucking Job!

Ich arbeite als Aushilfe in einem Regensburger Supermarkt. Dort gibt es viele nette Kunden, einige seltsame und den ein oder anderen besonders unverschämten. Dazu gehört jener, der mich anmottzt, weil ich ihn, nachdem er mich zur Begrüßung keines Blickes gewürdigt hat, nicht mit meinem strahlendsten Lächeln begrüße. »Es ist Ihr fucking Job, gefälligst freundlich zu mir zu sein«. Ich wünschte, das wäre kein wörtliches Zitat. Leider war ich in der Situation nicht besonders schlagfertig, nannte ihm nur den Preis seines Einkaufs und wünschte ihm sarkastisch noch einen schönen Tag. Weder ich noch meine KollegInnen werden dafür bezahlt, mit größter Freundlichkeit auf jede Unverschämtheit zu reagieren. Wer mir mit einem Lächeln begegnet, bekommt es doppelt zurück. Wer nicht nett zu mir ist, bekommt maximal ein aufgesetztes Lächeln. Beides ist mehr als das, wofür ich bezahlt werde. Mein Job ist es nur, den KundInnen ihren Einkauf zu kassieren. Das nämlich ist mein fucking Job, mehr nicht.

von Lena Alt

Das ist doch Bahnsinn!

Es gibt mehrere Dinge, die einen in punkto *Deutsche Bahn* aufregen können: Ärger über Verspätungen, Zugausfälle wegen Personalmangels ... Der *Alex*, der zwischen München und Prag fährt und dafür knappe fünfeinhalb Stunden (ohne Verspätung) benötigt, kombiniert wirklich alles in einem. Das Fahrzeit-Ziel von vier Stunden ist kaum einzuhalten, denn wie das auf einer teilweise nur eingleisigen Strecke funktionieren soll, ist nicht verständlich – vom maroden Zustand von Zug und Gleis ganz zu schweigen. Der *Alex*-Zug ist wirklich der König der Verspätungen – im Winter einmal sogar 200 Minuten. Und sich das Ganze schön zu saufen, ist am Regensburger Hauptbahnhof ja seit Neuestem verboten. Das verlagert den Alkoholkonsum aber nur in den Zug. Die Folge: Sturzbesoffene Störenfriede pöbeln junge Frauen an. Der einzige Trost: Auf *Fridays for Future* hat die *Deutsche Bahn* reagiert – mit einer Klimaschutzkampagne für den ICE. Wenn man alles zusammen betrachtet, stellt sich da doch nur eine Frage: *Deutsche Bahn*, geht's eigentlich noch?

von Yvonne Mikschl

Wos i scho ollawei wissn wuit ...

*mi owa nia draud hob zum frong.**



Jede Mittagspause der gleiche Weg – vom Schreibtisch auf die Straße, kurz Richtung Innenstadt, rein in die Bäckerei. Gedankenverloren die Auslage angestarrt und dann doch wieder das Gleiche bestellt: »Zwei Brezn, bitte!« Die Verkäuferin, etwa gleich alt wie ich, lacht mich an, wühlt kurz im Gebäckhaufen und zieht zielsicher das Teil mit dem meisten Salz heraus. Sie reicht mir die Papiertüte und grinst. Ich verlasse nichtsahnend das Geschäft, fast jeden Tag ...

... Bis eine Bekannte, ebenfalls Verkäuferin, sich Monate später wutentbrannt über einen Kunden beschwert: »Ich kann ihn nicht leiden. Ich gebe ihm immer die Breze mit dem meisten Salz.« Ich schlucke. Viel oder wenig Salz – ist das ein Indikator, ob das Personal die Kundschaft mag oder hasst? War ich etwa ein lästiger Kunde?

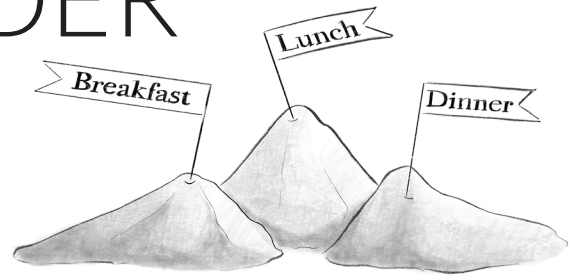
Meine Recherche führt mich in über 20 Bäckereien in Regensburg: Mehr als die Hälfte der befragten Angestellten gibt an, nicht weiter auf die Salzmenge zu achten, wenn der Kunde keinen speziellen Wunsch äußert. Elf weitere beteuern, stets nachzufragen. »Bei mir ändert sich das ja auch ab und zu – mal will ich viel, mal will ich wenig«, erzählt eine. Zwei andere sagen: »Besser viel Salz!« – man könne es ja herunterkratzen. Ganz anderer Meinung sind wiederum zwei Kollegen: »Lieber wenig, vielleicht mag der Kunde das ja nicht.« Generell gibt es also offenbar keinen Zusammenhang zwischen der Salzmenge und dem Beliebtheitsgrad. In meinem Fall kennt nur die Verkäuferin von damals die Antwort – doch die erwische ich nicht mehr ...

Enttäuscht und übermüdet

Jan-Mirco Linse

* Übersetzung für alle Nicht-BayerInnen:
Was ich schon immer einmal wissen wollte,
mich aber nie zu fragen getraut habe.

ESSEN WIE IN DER ZUKUNFT – EIN SELBSTVERSUCH



Einen Burger gibt es in unter einer Minute im Fastfood-Restaurant um die Ecke, die Instant-Nudeln brauchen bloß heißes Wasser, damit sie genießbar sind und die Tiefkühlpizza ist aus dem Studierendenleben nicht mehr wegzudenken. Und der nächste Schritt?

Weißes, nach Chemie stinkendes Pulver guckt mich aus einer riesigen Plastikpackung an. Drei kleine Becher davon stellen 500 Kilokalorien dar und das ist mein Essen für die nächsten Tage. »Mit dir würde ich um nichts auf der Welt tauschen«, meint mein Mitbewohner und auch ich bin nicht so glücklich. Mittlerweile kann man eben nicht nur Diät und Fitnessshakes zubereiten, einige Firmen bieten sogar einen kompletten Nahrungersatz an. Meist besteht dieser dann aus einem Mix von Vitaminen und Mineralstoffen. Ziel ist es, eine optimale Ernährung für den Menschen zu kreieren, damit dieser Zeit spart und dabei auch noch gesund lebt. Und ich? Ich muss auf jeden Fall nicht mehr einkaufen und abgesehen von der Zubereitung meines Shakes auch nicht mehr kochen, was mir persönlich eigentlich zusagt. Erster Tag und ich frühstücke, während ich mein Zeug für die Uni vorbereite. Innerhalb von zehn Minuten habe ich die ersten 500 Kilokalorien zu mir genommen. Zugegeben, es schmeckt nicht wirklich überragend, ein bisschen nach Vanille vielleicht und man fühlt sich danach weder satt noch hungrig. Gleiches Spiel in der Uni: Statt in die Mensa zu gehen, trinke ich während der Vorlesung mein Mittagessen. Doch während meine Freunde dann ihre Currywurst hinunterschlingen, darf ich ihnen dabei zusehen und bereue langsam mein Experiment. Nachmittags und abends nehme ich wieder meinen Brei zu mir und ziehe das erste Resümee: Wirklich großartig fühl' ich mich damit nicht, aber geschafft habe ich eindeutig mehr und der Hunger wurde gestillt. Rational betrachtet ein Erfolg. Nächster Tag, selbes Vorgehen: Wasser oder Milch, Pulver, schütteln, fertig. Während ich wieder mal zu spät zu meinem Kurs komme, freue ich mich, dass ich dort wenigstens was gegen meinen leeren Magen tun kann. Als mein Kommilitone aber seine belegte Semmel auspackt, geht meine Freude eher in ein monotones Schlucken über. Abends gehe ich dann noch mit meiner Mitbewohnerin einkaufen. Bei gefühlt jedem Lebens-

mittel läuft mir das Wasser im Mund zusammen, obwohl ich eigentlich satt bin – denke ich zumindest. Auch am darauffolgenden Tag grüßt das Marmeltier, aber langsam fange ich an, mich daran zu gewöhnen. Solange ich kein anderes Essen um mich habe, reicht mir das Pulver völlig aus und ich spare damit auch verdammt viel Zeit. Ich überlege nicht mehr, ob ich meine Wäsche nach oder vor dem Essen mache, gegessen wird einfach nebenbei. Bloß völlig satt werde ich irgendwie nicht. Ich bin mir zudem unsicher, ob ich meine Kalorienanzahl richtig berechnet habe und ob ich dementsprechend genug »trinke«. Außerdem wird es immer schwieriger, das Pulver runterzubekommen; ehrlich gesagt, kann ich die Konsistenz auch langsam nicht mehr fühlen. Selbst mit einer anderen Geschmacksrichtung wird es nicht besser. Das Breigefühl bleibt gleich und mittlerweile sehe ich mich zwischendurch nach einem Stück Brot, einfach um darauf zu kauen. Einen weiteren Tag halte ich noch durch, dann breche ich ab. Ich hätte es einfach nicht mehr runtergebracht. Nach fünf Tagen hat sich auch mein Magen langsam gemeldet, er findet Pulver wohl genauso wenig passend wie ich. Klar, es ist zeitsparend und im Vergleich zu *McDonald's* wahrscheinlich wirklich viel gesünder, aber auf Dauer schmeckt es einfach widerlich. Einmal am Tag ist es bestimmt keine schlechte Idee, vor allem für Leute, die beispielsweise aus Zeitgründen nicht frühstücken. Dennoch: Nach fünf Tagen ohne feste Nahrung fühlt sich auf einem Stück Brot zu kauen besser an als Sex.

Alex Gebhard (21) studiert Medieninformatik, Philosophie und Germanistik und hat sich noch nie so auf Essen gefreut wie nach Ablauf dieses Experiments.



ASTA KOLUMNE

KLIMASCHUTZ WEITER DENKEN

Wir können nur in solchem Luxus leben, weil andere Menschen dafür ausgebeutet wurden und werden. Luxus im Kapitalismus bedeutet auch, dass viel mehr konsumiert wird, als benötigt wird. So vergrößert sich unser ökologischer Fußabdruck enorm, sei es wegen übermäßigen Fleischkonsums, abgasintensiver Flugreisen oder unverhältnismäßigen Individualverkehrs. Wir können alles haben, was wir wollen, ganz egal, ob wir es brauchen. Um effektiven Klimaschutz betreiben zu können, müssen wir uns also stets die Frage stellen, ob wir dieses Produkt wirklich brauchen und was die Kosten dafür sind. Diese beziehen sich hier aber nicht nur auf Finanzielles oder Abgasbilanzen, sondern auch auf die sozialen Folgen unseres Konsums: Müssen andere Menschen leiden, damit ich konsumieren kann? Sei es in stickigen Fabriken, in Bergwerken oder auf Feldern – die meisten Produkte in unseren Regalen werden unter menschenverachtenden Bedingungen hergestellt. Um das zu verändern, reicht es nicht, nur die Arbeitsbedingungen zu verbessern oder die Menschen besser zu bezahlen. Es müssen die grundlegenden Mechanismen analysiert und zerstört werden.

Hierbei kommt der intersektionale Ansatz ins Spiel: Die Ausbeutung der Menschen wird durch verschiedenste Diskriminierungsformen (Rassismus und koloniale Denkweisen, Sexismus, Klassismus, nur um einige zu nennen) begünstigt und gerechtfertigt. Ein intersektionaler Ansatz versucht, die verschiedensten Diskriminierungsformen und ihre Verknüpfungen in ihrer Gesamtheit zu betrachten und zu analysieren.

In politischen Systemen sind die schwächsten Mitglieder einer Gesellschaft unterrepräsentiert und nicht in der (Macht-)Position, ihre Lebensbedingungen zu verbessern. Sie tragen am wenigsten zum Klimawandel bei, leiden aber am meisten darunter (mehr dazu? Lest Euch zum Begriff Klimagerechtigkeit ein). Es liegt an uns, die Menschen und Unternehmen in Machtpositionen zur Verantwortung zu ziehen, damit sie ihren (sehr großen) Teil leisten, den Planeten zu retten.

Die Klimaschutzdebatte ist in aller Munde, in jeder größeren Stadt finden regelmäßig Klimastreiks, Demonstrationen und Proteste statt. Die Aufmerksamkeit für dieses Thema ist so groß wie nie. Doch das reicht nicht! Wir können als Einzelpersonen so viele Plastiktüten sparen und so viel Radfahren wie wir wollen, wenn sich sonst nichts ändert. Für ernsthafte Lösungen müssen globale Zusammenhänge analysiert werden.

Unser Appell an Euch alle ist: Bildet Euch weiter! Lernt so viel wie möglich über Unterdrückung und Diskriminierung von Menschen/Gruppen. Am besten geht das, wenn den Betroffenen zugehört wird. Hinterfragt stetig Eure Denkweisen – auch Sprache ist Handeln! Gebt marginalisierten Personen und Gruppen eine Stimme. Es liegt in unserer Verantwortung, die vielen uns zur Verfügung stehenden Ressourcen zu nutzen, um existentielle Krisensituationen zu lösen.

In einem kapitalistischen, unterdrückenden System gibt es keine Möglichkeit zu ethisch vertretbarem Konsum.

SPRECHER*INNENRAT UNI REGENSBURG

Wir sind die gewählte Studierendenvertretung der Universität Regensburg. Unser Ziel ist es, Euch zur Seite zu stehen, um die Universität nach den Interessen der Studierenden mitzugestalten. Ihr seid herzlich auf unsere Sitzungen eingeladen! Egal, ob ihr euch informieren oder mitgestalten wollt, kommt vorbei! Die Sitzung findet dienstags, 19 Uhr in SH 1.25 (über dem *Unikat*) statt.

Kontakt:

✉ info@asta-regensburg.de

🌐 <http://www.asta-regensburg.de/>

📷 [asta.regensburg](https://www.instagram.com/asta.regensburg)

🐦 [astaregensburg](https://twitter.com/astaregensburg)



ASTA KOLUMNE

Kurz über die *Instagram*-Seite der *ZEIT* gescrollt, gelegentlich in die *Heute-Show* gezappt oder die *SZ-Whatsapp*-Kolumne abonniert. Jeder weiß prinzipiell über die großen Schlagzeilen Bescheid: Trump riskiert durch provokative Aussagen Friedensbündnisse, die jungen Generationen demonstrieren in Hongkong oder es gibt neue alarmierende Fakten zur Klimakrise ...

DIE STIMME UNSERER GENERATION ZWISCHEN LEISTUNGSDRUCK UND BEQUEMLICHKEIT

Keine Frage, finden wir alles wichtig und freitags hin und wieder auf die Demo gehen macht ja auch Spaß. Doch zugegebenermaßen bleibt das Wissen recht oberflächlich. Aber wie könnte man denn auch in so einem komplexen Feld wie der Politik wirklich durchblicken?! Sich ständig ausführliche Artikel durchzulesen und die verschiedenen Meinungen nachzuvollziehen, kostet viel Zeit (die heutzutage bei jedem Mangelware zu sein scheint) und ist für viele auch langweilig, zu ernsthaft und deprimierend.

Lasst uns kurz einen kleinen Exkurs in die Demokratiegeschichte machen: Im Jahr 1832 ist das sogenannte Hambacher Fest mit den Forderungen nach deutscher Einheit, Freiheit und Demokratie in die Geschichte eingegangen – als ein Protest vor allem von Studierenden. Es gibt einige weitere historische Beispiele, durch die sich die Studis mit ihren Protesten als Motor der Veränderung einen Namen gemacht haben.

In der Generation unserer Eltern sei die 68er-Bewegung erwähnt und auch der Mauerfall wäre ohne die vielen Demonstrationen der Studierenden bestimmt anders verlaufen. Aber auch in der nächsten Generation (die viele aber als einen Haufen verrückter schulschwänzender Kids abschreiben) ist eine viel größere Politisierung der Masse zu spüren.

Aber was ist mit den jetzigen Studis? Verbindet man heute noch die Stimme der jungen Generation, die zum Beispiel auf die Straße geht, mit Studierenden? Haben die SchülerInnen uns diesen Rang (wortwörtlich) abgelassen? Überlegt man, wie viele der KommilitonInnen und FreundInnen sich in irgendeiner Weise politisch engagieren, kann man sie wahrscheinlich an einer Hand abzählen. Es ist zwar ein Trend, zu Workshops über Naturkosmetik zu gehen, einen Rave für einen guten Zweck zu besuchen oder in der Kunstausstellung bei jedem Gemälde die politische Message zu finden; doch Hochschulpolitik ist gedanklich für Viele mit seriöser, machtgieriger, träger und bürokratischer Bundespolitik verknüpft. Und ja:

Alle denken nur darüber nach, wie man die Menschheit ändern könnte, doch niemand denkt daran, sich selbst zu ändern.

– Leo N. Tolstoi

es ist nicht leicht, auf höchster Instanz notwendige Veränderungen zu fordern und es ist nicht für jeden etwas, in die Politik zu gehen.

Doch hier ist der springende Punkt: Sich politisch zu engagieren bedeutet NICHT automatisch, in eine Partei zu gehen. Wie viel Zeit verbringt ihr denn sowieso schon an der Uni? Sich abends noch eine Stunde länger für das Planen von Veranstaltungen oder Ähnlichem zu nehmen, etwas anzustoßen und tolle Menschen kennenzulernen, kann unglaublich erfüllend sein. Verbessert doch zuerst euer naheliegendes Lebensumfeld, als in Gedanken an größere gesellschaftliche, schwer zu lösende Probleme zu versinken. Neben vielen tollen Arbeitskreisen, Initiativen und Fachschaften, die zu Themen wie Nachhaltigkeit, Kultur oder Studienbelange arbeiten, kann man sich auch politisch an der UR engagieren, ohne in einer Partei zu sein. Es bedeutet vielmehr, sich im Hintergrund für bessere Studi-Bedingungen einzusetzen. Überlegt euch beim Lesen dieser Zeilen doch eine Sache, die sich am Campus ändern sollte und teilt diese eurer Studierendenvertretung mit oder schaut auf einem Treffen der verschiedenen politischen Hochschulgruppen vorbei und bringt das Thema dort vor.

Willst Du Dein Land verändern, verändere Deine Stadt.
Willst Du Deine Stadt verändern, verändere Deine Straße.
Willst Du Deine Straße verändern, verändere Dein Haus.
Willst Du Dein Haus verändern, verändere Dich selbst.

– arabisches Sprichwort

»DU BIST NICHT DU, WENN DU IMMER NUR ZU HAUSE BIST!«

Während des Studiums hat man so einige Möglichkeiten, ins Ausland zu gehen. Durch Förderungsmaßnahmen wie *ERASMUS* ist das für recht wenig Geld möglich. Aber auch Auslandspraktika werden unter Studierenden immer beliebter. Durch die Einbindung in ein Arbeitsumfeld ist man eher dazu angehalten, mit den Leuten vor Ort in Kontakt zu treten, da man nicht weiterhin nur von denselben bekannten Gesichtern aus der Heimatuniversität umgeben ist. Dennoch ist die Planung eines Praktikums im Ausland mit sehr viel Aufwand verbunden und auf den ersten Blick ziemlich überfordernd. Deswegen stellen Organisationen wie *AIESEC*, die bei der Planung helfen, eine große Hilfe dar.

Redakteurin Verena war von August bis September 2019 mit der Organisation *AIESEC* in Kolumbien und hat dort bei einem Freiwilligenprojekt mitgewirkt. Die Bildungsmöglichkeiten in dem vom Drogenhandel und der daraus resultierenden Armut gebeutelten Land sind oft schlecht. Bei dem Projekt *We Speak* hat sie geholfen, die Fremdsprachenkenntnisse der Kinder vor Ort durch außerschulischen Englischunterricht zu verbessern und so die Bildungschancen zu verbessern. Als Studierende/r der Universität Regensburg gibt es zudem die Möglichkeit, selbst bei *AIESEC* als Mitglied tätig zu werden, um jungen Menschen eine Auslandserfahrung zu ermöglichen. Aber wie genau sieht die Arbeit in einem solchen Lokalkomitee von *AIESEC* aus? Um etwas mehr darüber zu erfahren, haben wir Hannah, 21, die im zweiten Semester Politikwissenschaften studiert und sich im Bereich Marketing an unserer Uni engagiert, interviewt.

Hannah, was genau ist denn das Ziel der Organisation?

Nach dem Zweiten Weltkrieg haben sich junge Leute mit dem Ziel zusam-

mengesetzt, dem Rassismus der damaligen Zeit ein Ende zu setzen. Man wollte junge Menschen ins Ausland schicken, um mehr Offenheit gegenüber anderen Kulturen zu schaffen ... damit Menschen sich vernetzen und austauschen. Das ist eigentlich die Idee von *AIESEC*.

Warum bist du Mitglied bei *AIESEC* geworden? Was war deine persönliche Motivation?

Ich wollte ursprünglich selbst ein Projekt machen. Dann habe ich aber spontan beschlossen, Mitglied hier im Komitee zu werden. Die Grundsätze von *AIESEC* haben mich überzeugt und ich wollte eh schon immer einer internationalen Organisation beitreten. Das trifft sich auch im Hinblick auf mein Studium ganz gut. Außerdem war ich selbst schon für längere Zeit im Ausland. Mit 16 Jahren habe ich einen Schüleraustausch in Brasilien gemacht, dort ein Jahr lang bei einer Familie gewohnt und die Schule besucht. Diese Erfahrung möchte ich weitergeben. Nicht nur die anfänglichen sprachlichen Probleme, sondern auch die kulturell bedingten Missverständnisse haben mich zum Nachdenken angeregt. Meine Gast-

mutter von damals kam mir anfangs furchtbar laut vor, ich hatte richtig Angst vor ihr. Im Laufe meiner Zeit dort und mit mehr Sprachkenntnissen habe ich aber gemerkt, dass alle Brasilianer so sind und das laute Auftreten typisch für deren Kultur ist. Als ich dann auf die Leute aus dem Komitee in Regensburg zugekommen bin, habe ich gemerkt, dass man auch von Deutschland aus ganz viel bewirken kann, indem man kulturellen Austausch ermöglicht.

Hast du dann selbst noch kein Projekt mit *AIESEC* gemacht?

Nein, leider noch nicht, das habe ich aber auf jeden Fall vor. Mit meinem jetzigen Posten als Marketing-Managerin bin ich recht ausgelastet. Sobald es aber passt, will ich wieder ins Ausland. Mit *AIESEC* ist das ohnehin recht günstig (die Teilnahmegebühr pro Projekt beläuft sich auf 390 Euro). Ich finde Reisen einfach toll und im Sommer war ich meine Gastfamilie in Brasilien besuchen.

Was ist für dich die beste Erfahrung, die du als *AIESEC*-Mitglied mitnehmen konntest?

Ich finde es schön, dass jeder so viel

Verantwortung übernehmen kann. Man erhält viele Möglichkeiten, sich individuell weiterzuentwickeln. Man lernt zu sagen, was man denkt und für seine Werte einzustehen. Somit kann jeder Aufgabenbereiche übernehmen, wie ich eben das Marketing, und über sich hinauswachsen. Viele Bereiche, denen man sich im Komitee widmen kann, finde ich wahnsinnig interessant. Im Bereich Marketing versucht man beispielsweise, sich Strategien zu überlegen, wie man StudentInnen durch kurze, knappe Informationen am besten erreichen kann – wie etwa die abreißbaren Infozettel auf den Toiletten. Auch das Online-Marketing, zum Beispiel das Schalten von Werbung auf Facebook, ist sehr spannend.

Erhaltet ihr dann auch Unterstützung von der Universitätsverwaltung?

Ja, wir haben da einige Kooperationen mit den einzelnen Studiengängen. Man kann sich viele Praktika, die *AIESEC* anbietet, auch als Studienleistungen anrechnen lassen – wie zum Beispiel bei BWL oder Erziehungswissenschaften.



Hannah (vorne rechts im Bild) mit zwei weiteren AIESEC-Mitgliedern.

Was für Projekte werden denn dann eigentlich angeboten?

Also die meisten Projekte beschäftigen sich mit der Verbreitung hochwertiger Bildung. Momentan schicken wir dafür die meisten Leute nach Brasilien und Kolumbien, aber auch Vietnam ist sehr beliebt. Persönlich finde ich aber auch Marokko sehr interessant und könnte mir vorstellen, dorthin zu gehen. Mit dem Projekt *Yallah Discover* kann man beispielsweise die Kraft der sozialen

Medien nutzen, um die Probleme vor Ort durch Videos, Blogs und Bilder aufzuzeigen und mehr Bewusstsein für diese zu schaffen. Aber auch mit Umweltprojekten wie *Ecomundo* in asiatischen Ländern kann man viel durch Klimaschutzmaßnahmen bewirken. Und Italien mit *Educhange*, auch ein Bildungsprojekt, ist natürlich immer eine gute Alternative für Leute, die lieber nicht ganz so weit weg wollen.

Was ist AIESEC überhaupt?

Die Organisation wurde 1948 in Stockholm von Studierenden gegründet und beschränkte sich anfangs hauptsächlich auf wirtschaftswissenschaftliche Projekte. Innerhalb weniger Jahre jedoch wuchs die Studierendenvereinigung zu einer globalen Organisation heran, ist mittlerweile in 124 Ländern vertreten und somit die größte internationale Studierendenorganisation weltweit. Durch das Angebot zahlreicher Projekte haben Studierende heute die Möglichkeit, ein Praktikum im Ausland zu absolvieren, wertvolle Erfahrungen zu sammeln und einen Beitrag zur Entwicklung anderer Länder zu leisten.

ABER WELCHES PROJEKT PASST ZU MIR UND MEINEM STUDIENGANG?

Wer sich unsicher ist, welches Projekt genau zu einem passt, kann persönlich im Büro, etwa am Open-Doors-Day, am Campus der Universität vorbeischaun und sich von den Mitgliedern beraten lassen.

Oder man hört sich Erfahrungsberichte von Leuten an, die bereits den Mut gefasst haben. Jedes Semester gibt es Infoabende, bei denen ehemalige »Volunteers« von ihren Reisen erzählen.

So auch Sandro. Er ist 19 Jahre alt und studiert im dritten Semester Medieninformatik und Informationswissenschaften. Mit *AIESEC* war er von März bis April 2019 in Vitoria, Brasilien, und spricht mit uns über seine Erfahrungen und Eindrücke in Südamerika. Für einen Zeitraum von sechs Wochen war er Mitglied des Smart Marketing Projekts. Seine Haupttätigkeit bestand darin, Spenden für die Organisation zu sammeln und auf der deren *Instagram-*

Kanal zahlreiche Posts mit Followern zu teilen.

Sandro, welche Motivation hat dich zur Teilnahme bewogen?

Ich habe von *AIESEC* über eine kurze Infoveranstaltung in einer Vorlesung erfahren und war begeistert, da ich schon immer gern gereist bin. Damit hat sich einfach die Möglichkeit geboten, auf die andere Seite der Welt zu kommen und nebenbei auch noch was Gutes zu tun.

Wie hast du in Brasilien gelebt?

Ich hatte Glück mit meiner Unterkunft. Ich lebte zusammen mit meinem Host in einer Dreier-Studenten-WG. Man kann es vergleichen mit einer Studi-WG hier in Regensburg.

Wie gestaltete sich der Kontakt zu den Leuten vor Ort?

Ich hatte einen sehr guten Draht zu den Leuten. Das lag vermutlich aber auch daran, dass mich mein Host auf jede Party mitgeschleppt hat und ich so dauernd in Kontakt mit neuen Menschen stand.

Hattest du einen Kulturschock?

Nicht direkt. Natürlich war Vieles neu, aber ich bin sehr offen in das Land gereist mit der Intention, so viele neue Erfahrungen zu sammeln wie es nur irgendwie geht.

Was war dein schönstes/schlimmstes Erlebnis?

Ich hatte sehr viele schöne Erlebnisse, wie beispielsweise mein Ausflug nach Rio de Janeiro oder die zahlreichen Barabende nach einem Arbeitstag. Wirklich schlimme Erlebnisse hatte ich zum Glück nicht.

Hattest du Hilfe oder Unterstützung im Ausland?

Ja, ich hatte viel Hilfe. Mein Host und eigentlich auch jeder neue Freund, den ich kennengelernt habe, haben mir immer sofort weitergeholfen. Aber auch *AIESEC* im Land konnte mir bei vielen Fragen immer sofort helfen.

Würdest du es nochmal machen? *AIESEC* bietet ja einige Länder und Projekte an...

Ich kann es auf jeden Fall sehr wei-

terempfehlen, da man vor allem viel über sich selbst lernt. Allerdings plane ich derzeit einen Roadtrip durch Amerika und habe somit aktuell leider weder Zeit noch Geld für ein weiteres Projekt.

Welches Fazit konntest du für dich ziehen und was hast du daraus resultierend gelernt?

Ich bin auf jeden Fall offener und viel selbstbewusster geworden – was ich mir wahrscheinlich von den Brasilianern abgeschaut habe.

Falls du neugierig geworden bist, kannst du dich auch einfach auf der Online-Seite (www.aiesec.org) registrieren und in Kontakt mit einem Mitglied treten. Du kannst ein Treffen vereinbaren und dich zu deinen Fragen beraten lassen.



Sandro war über *AIESEC* zwei Monate in Brasilien.

Verena Gerbl (23) studiert Englisch und Französisch auf Lehramt. Durch das Projekt in Kolumbien schloss sie viele Freundschaften, ermöglichte Kindern bessere Bildungschancen und polierte ihre Spanischkenntnisse auf.



Kati Auerswald (24) studiert Kultur- sowie Medienwissenschaften, war selbst schon für längere Zeit im Ausland und findet die Philosophie von *AIESEC* inspirierend.

DIE NÄCHSTE, BITTE

Für viele von uns wird die Unibib mindestens einmal im Semester zum zweiten Zuhause – und dabei beschränken wir uns meist nur auf einen Lesesaal. Aber warum nicht einmal in eine andere der vielen Teilbibliotheken gehen? Vier RedakteurInnen haben die Komfortzone ihrer Heimat-Bibs verlassen und von ihren Eindrücken berichtet.

Geschäftige Stille

Spätestens seit dem Schultag, an dem wir in Mathe angefangen haben, mit Buchstaben zu rechnen, ist mir klar: Auch Mathe-

matiker brauchen Bücher. Aber welche? Was und wie lesen sie? Bei mir als PT-lerin toppen da sofort sämtliche Klischees hoch, das ist nicht böse gemeint. Um mit meinen Vorurteilen aufzuräumen, begeben ich mich also an einem vernebelten Regensburger Wintermorgen auf die Suche nach der Mathebibliothek.

Das wirft mich in völlig neue Gefilde. Noch nie habe ich Ungebäude südlich der Verwaltung betreten. Entsprechend verlaufe ich mich erst einmal. Als ich nach einer kurzen planlosen Suche dann tatsächlich über den Lesesaal stolpere, bin ich erst mal beeindruckt. Als Fan von Maisonette-Räumen freue ich mich besonders über die kleine Galerie, die ungefähr ein Viertel des Raumes bedeckt. Von da aus habe ich einen schönen Blick auf die Arbeitsplätze, was eigentlich gar nicht so spannend ist. Denn hier herrscht längst nicht so ein wuseliges Treiben wie in meiner heimischen PT-Bib. Wer einmal sitzt, zückt Laptop, Stift und Karoblatt und

steht so schnell auch nicht mehr auf. Zwischen den etwa dreißig Bücherregalen steht niemand, ganz anders als ich das aus PT kenne, wo in jeder Regalreihe mindestens ein bekanntes Gesicht auftaucht. Besonders viel ist hier nicht los. Wenn es hoch kommt, sind zwanzig Leute in der gesamten Bib verteilt. Das macht das Arbeiten irgendwie intimer – und tatsächlich produktiver. Vielleicht komme ich in Zukunft

öfter her, denn meinen eigenen Aufgaben hat der Vormittag in der über-schaubaren Mathebib erstaunlich gut getan.

von Lena Alt

Bestand	31.200
Arbeitsplätze	ca. 120
Spinde	ca. 60
Computer-arbeitsplätze	6

Zwischen Büchern und Füßen

Bevor man überhaupt Zutritt zu den Lesesälen Philosophicum 1 und 2 bekommt, muss man seine undurchsichtigen Taschen und zu großen Mäntel in einem der kostenlosen Tagesschließfächer verstauen.

Betritt man zum ersten Mal das Philosophicum 2, so fällt einem zunächst der endlos lang wirkende Gang voller Bücher und die vielen Arbeitsplätze links daneben auf.

Die Bibliotheken bestehen jeweils aus zwei Stockwerken. Im unteren Stockwerk befindet sich dabei der Großteil der Arbeitsplätze. An den meisten dieser Plätze befindet sich leider keine Steckdose. Des Weiteren fühlt man sich ein wenig in den Mittelpunkt gerückt, da die Leute vom oberen Stockwerk eine direkte Sicht auf die Arbeitsplätze haben. Im zweiten Stockwerk lässt es sich schon entspannter lernen. Der ein oder andere lässt hier an den Plätzen am Geländer auch mal seine Füße baumeln. Zusätzlich hat jeder Platz Zugang zu

PT 1

PT 2

einer Steckdose. Insgesamt ist es sehr ruhig – *Oropax* werden also nicht benötigt. In der Bibliothek sind nur geschlossene Getränke erlaubt. Wer schon immer mal wissen wollte, wie das Scannen in der Zukunft aussieht, ist hier genau richtig, denn die Bibliotheken besitzen sehr futuristische Scantechniken. Zum einen gibt es in den Lesesälen ScanTents für das Smartphone und zum anderen Scanner, um Seiten auf einem USB-Stick zu speichern. Des Weiteren befindet sich zwischen den Bibliotheken ein Kopier- und Scanzimmer. Die Bücher lassen sich für kurze Zeit ausleihen. Dabei wird zwischen Nacht- und Tages- beziehungsweise Wochenendausleihe unterschieden.

von Lisa Hofmann

Zwischen Juristen und quietschendem Boden

Zwischen Wirtschaftscafete und Zentralem Hörsaalgebäude liegt die Bibliothek Recht I. Dort befinden sich unter anderem Bücher und Zeitschriften zu Völkerrecht, Arbeits- und Sozialrecht, Medienrecht und Europarecht. Im Eingangsbereich sind aktuelle Gesetzeskommentare sowie Loseblattsammlungen und PC-Stationen zur Internetrecherche zu finden. Zwei Gruppenarbeitsräume, die sich dem gut besuchten CIP-Pool anschließen, bieten Platz für jeweils acht Personen und können kostenlos für zwei Stunden reserviert werden. Ein ähnliches Bild ergibt sich auch im Stockwerk darüber, denn die Lesesäle Recht I und Wirtschaft sind durch ein Treppenhaus miteinander

Bestand	161.000
Arbeitsplätze	909
Spinde	316
Gruppenarbeitsräume	4

verbunden. Zum Zeitpunkt der Recherchen ist jedoch die Hälfte des Wirtschaft-Lesesaals wegen Renovierungsarbeiten gesperrt; von den Bauarbeiten bemerkt man im zugänglichen Teil allerdings nichts. Der vorhandene Bestand setzt sich unter anderem aus den Bereichen Mathematik und Ökonomie, Bankwesen, BWL und Internationaler Handel zusammen, und unter den Zeitschriften findet sich auch der *Economist*.

Auf eine Tischreihe mit sechs Arbeitsplätzen kommen drei Steckdosen für Laptops, weswegen eine Ausleihe von Verlängerungskabeln gegen Hinterlegung des Studentenausweises möglich ist – oder man nutzt eines der 30 Laptop-Ladefächer. Freie Dauerarbeitsplätze sind in beiden Sälen während des Semesters kaum frei. Ein gutes und konzentriertes Lernen ist aber durchaus möglich, da es in beiden Lesesälen sehr ruhig ist – es gibt nur eine Ausnahme: Der Boden der Galerie quietscht – und das in beiden Lesesälen.

von Yvonne Mikschl

Zurück in die Zukunft

Mich führt es den Berg hinunter in Richtung OTH. Von der OTH-Bibliothek habe ich bisher nur aus mythischen Erzählungen gehört, moderner und besser ausgestattet als jede Unibib soll sie sein. Dementsprechend gespannt bin ich. Als ich Sonntag nachmittags nach dem Zapfenstreich im Philosophicum im Empfangsraum der OTH-Bib aufschlage, erwartet mich auf meine Frage nach einem Spindschlüssel nur ein mit osteuropäischem Akzent vorgetragenes »Heute gibt nicht« von dem Herren hinter der Ausleihtheke, begleitet von einem misstrauischen Blick. Er merkt wohl, dass ich neu hier bin. Ansonsten wüsste ich, dass man hier Jacke und Rucksack einfach mit in den Lesesaal nehmen kann. Nachdem ich also mit Sack und Pack hinein marschiert bin, suche ich mir einen Sitzplatz. Auf zwei Ebenen sind Tische und Bücherregale wie von der Nabe abgehende Radspeichen um die Mitte angeordnet, über der eine halb durchsichtige Kuppel schwebt. Besonders gefällt mir die Glasfassade, durch die man auf den See blicken kann und die hervorragend zum Tagträumen einlädt (wie soll man sich denn hier konzentrieren?). An jedem Tisch gibt es einen Stromanschluss – was in meinem Fall leider egal ist, da mein Laptop kurz zuvor abgeschmiert ist. Allerdings registriert mein umherschweifender Blick, dass hier auch wirklich fast jeder am Laptop sitzt anstatt von Bücherbergen umgeben zu sein. Das T in OTH macht sich eben deutlich bemerkbar, genauso wie im Bücherbestand: Statt Geschichte und Pädagogik dominieren hier Bauingenieurwesen und Elektrotechnik. Generell habe ich das Gefühl, auf dem Fünf-Minuten-Weg von Uni zu OTH 30 Jahre Unterschied durchlaufen zu haben. Hier nimmt sogar ein großes rundes Sofa einen festen Platz im Lesesaal-Konzept ein – und was, wenn nicht das, ist sonst die Zukunft des Bib-Designs?

OTH

von Maximilian Michel

Bestand	350.000
Arbeitsplätze	586
Spinde	über 350
Computerarbeitsplätze	über 13

Bestand	183.576
Arbeitsplätze	449
Spinde	282
Gruppenarbeitsräume	3

RAD(STREIT)STADT REGENBURG



Zwischen RadfahrerInnen und AutofahrerInnen kracht es regelmäßig auf Regensburgs Straßen.

25 PROZENT

Auf diesen Prozentsatz soll der Anteil des Radverkehrs an der Anzahl der insgesamt zurückgelegten Verkehrswege bis 2030 erhöht werden. Momentan liegt dieser bei 19 Prozent. Der Anteil an motorisiertem Individualverkehr (Auto, Motorräder, LKW etc.) soll von heute 51 auf 40 Prozent, besser noch 30 Prozent reduziert werden.

ZWEI MILLIONEN EURO

Nimmt man alle Projekte der Stadt Regensburg für den Radverkehr seit 2014 und bis 2022 zusammen, ergibt sich diese jährliche Investitionssumme. Das sind elf Euro pro Person und Jahr.

Hupen, Vollbremsungen, lautes Pöbeln und unsichere Blicke, ob man die Straße überqueren kann. Solch ein Verkehrswahnsinn ist längst nicht mehr nur der Alltag in Metropolen wie Berlin, München oder Hamburg. Gerade zu Rushhour-Zeiten kann sich auch das Fortbewegen im Regensburger Straßenverkehr als abenteuerliches Unterfangen herausstellen. Wir haben mit dem Nahverkehrskordinator der Stadt Regensburg Thomas Großmüller über die Knotenpunkte, Gefahrenstellen und Projekte gesprochen, und anhand dieser Informationen eine Strecke durch Regensburg zusammengestellt. Unsere RedakteurInnen Lena, Lotte und Jan haben sich mitten reingeworfen in die neurdings »Fahrradfreundliche Kommune in Bayern«: als Autofahrerin, als Radfahrerin und als Fußgänger.

JAN –

ganz unten in der Rangordnung

Es ist kurz nach 9 Uhr, als ich mich auf den Weg mache. Mein erstes Ziel ist die Galgenbergbrücke, also verlasse ich die Universität über die Pappelallee und biege links ab, den Galgenberg runter. Der Weg ist hier recht steil und man hat ein bisschen Angst, auf den einzelnen Blättern auszurutschen, die sich auf dem nassen Asphalt zersetzen. Ab und zu rauscht ein/e FahrradfahrerIn an mir vorbei und FußgängerInnen kommen mir entgegen. Gelegentlich ist die Straße von Ampeln unterbrochen, dann heißt es meist Warten.

Die Straße weitet sich bald an der Kreuzung mit der Friedensstraße. Dann über die Galgenbergbrücke hinüber und es geht hinein in den anschwellenden Verkehr des Innenstadtrandes mit einem Gewühl aus Ampeln, Kurven und Kreuzungen mit zahlreichen Bussen und Autos und Fahrrädern und FußgängerInnen. Hier macht sich wohl auch die Nähe zum Bahnhof bemerkbar. Am Dachauplatz wieder auf die Ampel warten und dann in die Innenstadt eintauchen.

Hier gestaltet sich der Verkehr deshalb chaotischer, weil die Zonen nicht voneinander getrennt sind und der Verkehr sich vor allem durch das allseitige Ausweichen definiert. Inzwischen muss ich mich mehr auf den »Verkehr« konzentrieren, denn hier wimmelt es schon jetzt stellenweise von anderen FußgängerInnen. Schlimm sind diejenigen, die in großen Gruppen nebeneinander flanieren und so die anderen behindern. Und das sind dann »die Fußgänger«, was problematisch ist, weil es eben nicht »die Fußgänger« sind, sondern nur eine kleine Gruppe von Personen, genau wie »die Autofahrer« eigentlich nur einige wenige Negativbeispiele sind. Und das sollte man immer im Kopf behalten, egal wie man sich fortbewegt.

**190 KILO-
METER**

So lang sind alle Radwege im Stadtgebiet zusammen. Das Gesamtstraßennetz misst 450 Kilometer.

LOTTE –

zwischen Geisterradlern und Tagträumern

Es ist 15:35 Uhr an einem Freitagnachmittag und ich düse am PT-Gebäude mit meinem Rad in Richtung Galgenbergstraße los. Innerhalb weniger Sekunden bin ich auf Höhe der OTH und zunächst etwas verwirrt wegen der Radwegführung auf die Fahrbahn. Warum das Ganze? Damit ich nicht mit den ein- und aussteigenden Busfahrgästen kollidiere, werden hier Fuß- und Radweg getrennt und erst nach der Haltestelle wieder zusammengeführt. Weiter geht also die wilde Fahrt den Galgenberg hinab, doch an der *Agentur für Arbeit* endet plötzlich das Vergnügen eines Radweges. Ich muss mich wohl oder übel zwischen die Autos, Busse und Lieferfahrzeuge stürzen und zusehen, nicht unter die Räder zu geraten.

Denn eine solche Denkweise verleitet dazu, sich am nächsten Mitglied »der Fußgänger« zu rächen, indem man vielleicht etwas knapper an ihnen vorbeifährt, oder gibt einem eine scheinbare Rechtfertigung, in Zukunft weniger Rücksicht an den Tag zu legen. Dabei muss man die Lage nur rational betrachten, um zu sehen, dass man damit ein Teil des Problems wird, aber der Verkehr ist nun mal eine sehr emotionale Sache.

Am Bismarckplatz spuckt mich die Altstadt wieder aus. Von dort gehe ich geradeaus in Richtung des Verlagshauses der *Mittelbayerischen*, vorbei am Dörnbergpark und noch zwei Kreuzungen – wieder mit Ampeln – und am Landesgericht. Hier nimmt der Verkehr wieder zu, aber der FußgängerInnenweg ist klar abgegrenzt und es fühlt sich ein wenig sicherer an. Beim Verlag biege ich links ab zum Bahnhof. Auch dieser Weg ist beinahe angenehm und darüber hinaus sogar noch kreuzungslos. Und dann bin ich auch schon am Bahnhof, nach knappen eineinhalb Stunden – einer humanen Zeit.

Jeder ist schon mal zu Fuß gegangen und weiß, was das ist. Verglichen mit den FahrradfahrerInnen haben sie den Vorteil durchgängiger Fußwege. Wo der Platz fehlt, wird er von den Radwegen weggenommen, und der Bordstein verhindert, dass die Autos auf die Fußwege ausweichen, was die FahrradfahrerInnen ständig und überall in Kauf nehmen müssen.

Trotzdem stehen die FußgängerInnen in der Rangordnung deutlich hinter den AutofahrerInnen. An den Ampeln müssen sie länger warten und sich an manchen Kreuzungen beeilen, um rechtzeitig auf die andere Seite zu kommen. FußgängerInnen sind diejenigen, die auf jeden Fall zu Schaden kommen werden, wenn sie mit einem Vehikel kollidieren, und als Resultat sind meistens sie es, die warten, auch wenn sie »Vorfahrt« hätten. Sie sind die langsamsten und schwächsten VerkehrsteilnehmerInnen – und als solche müssen sie von der Infrastruktur und den Verkehrsregeln geschützt werden.

RADENTSCHIED

Seit April 2019 hatte das Team des Bürgerbegehrens *Radentscheid Regensburg* mehr als 11.000 Unterschriften für die Schaffung eines Netzes von durchgängigen Hauptrouten für den Fahrradverkehr. Im November nahm der Stadtrat die Forderungen des Radentscheides ohne Bürgerentscheid an. Der Ausbau eines Hauptradrouten-Netzes soll nun vorrangig als verkehrspolitisches Ziel der Stadtentwicklung verfolgt werden. Für die Umsetzung bildet die Stadtverwaltung ein Projektteam, dem auch VertreterInnen des Radentscheides sowie verschiedener fachkundlicher Interessenvereine angehören sollen.

An der Arcaden-Kreuzung ist die Fahrbahn zur Überquerung der Friedenstraße mit dem Rad zu meiner großen Freude rot markiert, wie noch an vielen weiteren Stellen auf meinem Weg. Beim Losfahren muss ich nun also ein bisschen weniger Angst haben, von einer/m übereifrigen AbbiegerIn übersehen zu werden. Auf der anderen Seite der Galgenberg-Brücke befindet sich eine angenehme Neuerung: Eine Fahrradampel signalisiert nicht nur mir, sondern auch den AutofahrerInnen, dass ich erstens da bin und zweitens eine andere Grünphase habe als die FußgängerInnen. Wie häufig musste ich hier vorher schon Vollbremsungen hinlegen! Auf meinem Weg in Richtung Dachauplatz komme ich auf Höhe der Landshuter Straße an eine der gefährlichsten Stellen für RadfahrerInnen in Regensburg überhaupt: Hier endet nämlich der Radweg völlig unverhofft und es heißt, sich irgendwie in den wenig rücksichtsvollen Verkehr einzuordnen.

Seit einigen Jahren für den Radverkehr frei, stellt die Altstadt ein besonderes Konfliktfeld zwischen FußgängerInnen und RadlerInnen dar. Anders als so manches schwarzes Raserschaf versuche ich, auf die PassantInnen Acht zu geben. Doch wenn mir jemand ohne zu schauen aus einem Laden vor die Speichen springt, kann ich auch nichts mehr tun. So bahne ich mir vorsichtig meinen Weg durch den einsetzenden Weihnachtsshop-

ping-Wahn. Das Gässchen bis zum Haidplatz wird mir dann allerdings doch zu eng und ich schiebe lieber. Mein weiterer Weg über Arnulfsplatz und Bismarckplatz verläuft dem Feierabendverkehr entsprechend langsam und stockend. Den Arnulfsplatz selbst versuche ich normalerweise zu meiden, weil ich hier als Radfahrerin zwischen all den Bussen doch recht schnell untergehe. Die Strecke zwischen Bismarckplatz und dem Verlagshaus der *Mittelbayerischen* ist dank eigener Grünphasen für RadfahrerInnen nun viel entspannter als noch vor ein paar Jahren. Trotz der starken Frequentierung dieser Strecke funktioniert hier eigentlich der Radverkehr sehr gut ... solange einem kein/e GeisterfahrerIn entgegenkommt, wie auch mir dieses Mal. Mit ein wenig Manövrieren und einem »Reg-dich-nicht-auf«-Mantra im Kopf lässt sich aber auch diese Situation noch retten. Der Radweg in Richtung Bahnhof ist dann aber der reinste Traum, um flott in die Pedale zu treten: kaum Verkehr, breite, glatte Fahrbahn ... einfach perfekt! Bis mir kurz vor dem Bahnhof ein ins Handy stierender Fußgänger vors Rad läuft. Mit einem passiv-aggressiven »Das hier ist ein Radweg!« auf den Lippen komme ich um 15:58 Uhr auf dem Bahnhofsvorplatz an. Alles in allem muss ich nach meiner Fahrt eigentlich ganz zufrieden sagen: keine Nahtoderfahrten, keine Vollbremsungen, keine Tobsuchtsanfälle. Wenn das nur jeden Tag so wäre!



Diese Punkte haben Lena, Lotte und Jan abgeklappert.

1: Bushaltestelle OTH, 2: Agentur für Arbeit, 3: Arcaden-Kreuzung, 4: Kreuzung D.-Martin-Luther-Straße/Albertstraße, 5: Einmündung Landshuter Straße, 6: Dachauplatz, 7: Haidplatz, 8: Arnulfsplatz, 9: Landesgericht 10: Mittelbayerische, 11: Bahnhofsvorplatz. (Quelle: Stadt Regensburg)

LENA –

Im Schnecken-tempo durch die Innenstadt

Freitag, elf Uhr. Heute beginnen die Weihnachtsmärkte, es ist *Fridays For Future*-Demonstration in der Innenstadt. Ein denkbar ungünstiger Zeitpunkt für den Start meiner Autofahrt.

Ich verlasse meine Parklücke auf dem Parkplatz zwischen Uni und OTH. Das löst bereits mehrere brenzlige Situationen aus. Vielen Mit-ParkerInnen ist scheinbar nicht bewusst, dass auch hier die Straßenverkehrsordnung gilt, und zwar in ihrer simpelsten Ausführung: rechts vor links. Dass auch noch FußgängerInnen und RadfahrerInnen munter zwischen den ausparkenden Autos herumflitzen, macht es nicht gerade einfacher, niemanden zu verletzen. Als es mir endlich gelingt, den Parkplatz zu verlassen, das nächste »Hindernis«: Um wie geplant die Uni in Richtung Stadt zu verlassen, muss ich eigentlich links abbiegen. Ein Rechtspfeil verbietet mir das allerdings. Die Galgenbergstraße ist bekanntermaßen eine durchaus viel befahrene Straße, und ich muss einige Autos vorbeiziehen lassen, bis endlich eine Lücke für mich entsteht. In dieser Wartezeit habe ich aber keine andere Wahl, als den ebenfalls viel befahrenen Radweg zu blockieren. Wenn ich mich dem Pfeil nicht mittels U-Turn widersetzen möchte, muss ich rechts abbiegen, dann sofort wieder links und in der kleinen Stichstraße ein Wendemanöver hinlegen. Auch dabei überquere ich zweimal einen Radweg.

Wenn das erledigt ist, kann ich die Fahrt den Galgenberg hinunter im Grunde genießen. Meine Nerven werden erst ab dem anderen Ende der Galgenbergbrücke wieder strapaziert. Wer die Verkehrsführung dort nicht kennt,

muss sich erstmal zurechtfinden. Das stört aber die einheimischen AutofahrerInnen extrem, die ihrem Unmut über die verschwundene Sekunde Lebenszeit sofort mit einem Hupkonzert kundtun. Irrendwie schaffe ich es bis zum Dachstuhl, wobei mir ab hier auch die zunehmende Menge anderer VerkehrsteilnehmerInnen auffällt. Wir AutofahrerInnen sind ab jetzt in der Unterzahl, obwohl wir selbstverständlich immer noch den größten Schaden anrichten können. Statt mich jetzt durch die Weihnachtsmärkte in der Altstadt zu manövrieren (was genau genommen auch nicht erlaubt wäre, es sei denn ich wäre ein Lieferwagen oder ein/e AnliegerIn), steuere ich das Petersweg-Parkhaus an, weil es ausgeschildert ist und ich davon ausgehe, dass die Wegweiser die Autos entsprechend durch das Gewirr an Einbahnstraßen lotsen. Mein Auto ist so alt wie ich und bereits weitaus klappriger. Das Gerumpel der Pflastersteine löst Sorge aus, ob ich die Altstadt womöglich mit einem Tretauto, zumindest aber ohne meinen Auspuff wieder verlassen muss. Viele Zebrastreifen und FußgängerInnen, die überall auf ihr Vorrecht pochen, ob es nun stimmt oder nicht, führen dazu, dass ich für den kurzen Weg fast zehn Minuten brauche. Zu Fuß wäre ich schneller gewesen, mit einem dreijährigen Kind an der Hand. Man soll ja auch davon abgehalten werden, durch die Altstadt zu fahren. Das gelingt definitiv. Mein Weg zum Bismarckplatz besteht jetzt aus zumindest pflastersteinfreien Einbahnstraßen. Fahrbar, aber nicht unbedingt empfehlenswert, weil es einfach wahnsinnig lange dauert und mich gefühlt hundert RadfahrerInnen überholen. Beim Linksabbiegen erwische ich fast einen von ihnen, der sich in meinen toten Winkel gestellt hat. Dann bin ich wieder auf einer zweispurigen

REGENSBURG – FAHRRADFREUNDLICHE STADT?

Seit dem 22. November trägt die Stadt Regensburg nun offiziell diesen Titel. Seit 2014 und dem politischen Auftrag, den Radverkehr zu fördern, ist bereits einiges passiert. Die Öffnung der Altstadt für den Radverkehr vor knapp fünf Jahren ist dabei wohl die bekannteste. Des Weiteren hat die Stadt Regensburg neue Radwege geschaffen, bestehende Radwege ausgebaut und Stellplätze geschaffen. Noch dieses Jahr soll der Radweg nach Grünthal fertig gestellt werden. Durch eine Novelle der Straßenverkehrsordnung des Jahres 2017 steht die Sicherheit im Straßenverkehr nun über dessen Effizienz. Daher hat die Verwaltung unter anderem folgende Maßnahmen ergriffen: über 60 rote Einfärbungen von Radwegen an Konfliktstellen, Schutzstreifen für RadfahrerInnen und die Anpassung der Ampelschaltung mit eigenen Grünzeiten für RadfahrerInnen an gefährlichen Kreuzungen wie beispielsweise entlang der Kumpfmühler Straße. Doch auf diesen Lorbeeren kann und wird sich Regensburg nicht ausruhen. Als »Fahrradfreundliche Kommune in Bayern« muss die Stadt jetzt natürlich kräftig weiter in den Radverkehr investieren. Geplante Großprojekte für die folgenden fünf Jahre sind der Bau des Holzgartensteigs als Verbindung zwischen Maria-Beer-Platz und Grieser Spitz, der Neubau einer Geh- und Radwegbrücke im Bereich der Eisenbahnbrücke Sinzing, der Neubau des Radwegs am Unterislinger Weg bis zur Stadtgrenze sowie ein fahrradfreundlicher Ausbau der Prüfeninger Straße.

Straße, die mich zum Dörnberggebäude, am Justizgebäude vorbei und bis zum Zentralen Omnibusbahnhof bringt. Ich darf hier 50 fahren und für Personen, die sich aus den *Flixbussen* und mit Handy am Ohr direkt vor mein Auto schmeißen, habe ich nach dem Höllenritt durch die Altstadt eigentlich kein Erbarmen mehr. Drüberfahren, treten sich schon fest. Nein, selbstverständlich habe ich eine Vollbremsung hingelegt und niemand ist zu Schaden gekommen. Endlich schiebe ich mich in eine Parklücke am Bahnhofsvorplatz und tausche mit meinem Beifahrer den Platz. Den Weg in die Heimat darf er nun bestreiten. Die halbe Stunde Autofahren durch Regensburgs Innenstadt hat mir für heute gereicht.

Lotte Nachtmann (22) studiert im Master Demokratiewissenschaft und musste sich während ihres Interviews mit Thomas Großmüller von der Stadt eingestehen, dass Regensburg doch einiges für seine RadfahrerInnen tut.



Jan Fitz (20) studiert Biologie und Englisch auf Lehramt. Selbst überzeugter Radfahrer, hat er für diesen Artikel einen Perspektivenwechsel gewagt und auf den eigenen zwei Beinen die Stadt erkundet.

Lena Alt (21) studiert Politikwissenschaft und Geschichte. Normalerweise geht sie zu Fuß oder fährt Bus – definitiv die bessere Wahl.



EIN ZEICHEN DER SICHTBARKEIT

Neuheit zur Primetime: Heidi Klum castet nicht mehr nur ihre Topmodels, sondern jetzt auch die *Queen of Drags*. Gleichzeitig flattern im Musikvideo von Taylor Swift die Regenbogenflaggen durchs Bild. Die Ehe für alle gibt es nun auch schon wieder seit einigen Jahren. Ist doch eigentlich alles erreicht für LSBT*Q Personen, könnte man meinen, denn all das sind doch Zeichen politischer und gesellschaftlicher Akzeptanz. Aber wie sieht es in den Köpfen der RegensburgerInnen wirklich aus?

»» Warum ist meine Liebe deiner Rede wert?« fragt *Wilhelmine* in ihrem Song *Meine Liebe*. Leider muss sie diese Frage wohl auch heute noch stellen – weil sie mit einer Frau zusammen ist: »Ich verlieb' mich viel zu gern, um mich dafür zu erklär'n, wie es ist für mich mit einer Frau an meiner Hand.«

Manche fragen sich jetzt vielleicht, ob das denn wirklich noch ein Thema ist, das besungen und hier diskutiert werden muss, 21. Jahrhundert, wir wissen Bescheid. Aber für einen nicht geringen Anteil unserer Bevölkerung gehört der Umgang mit diesem Thema nun mal zu ihrem Lebensalltag. Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit ist leider immer noch keine Seltenheit.

In der Studie *Coming-out – und dann...?!* des Deutschen Jugendinstituts von 2015 berichtet über die Hälfte der Teilnehmenden davon, in Bildungs- und Arbeitsstätten beschimpft, beleidigt oder lächerlich gemacht worden zu sein, fast jede/r Zehnte wurde laut eigener Aussage schon einmal körperlich angegriffen oder verprügelt. 16,6 Prozent der Befragten gaben sogar an, innerhalb der engeren Familie beschimpft, beleidigt oder lächerlich gemacht worden zu sein, 8,5 Prozent berichten in diesem Kontext über die Androhung von Strafen.

Wilhelmine erzählt am Anfang ihres Songs, sie tausche das Dorf mit der großen Stadt, denn so wie sie ist, dürfe sie auf dem Dorf nicht sein.



Regensburg ist für mich persönlich irgendwo zwischen Kleinstadt und Großstadt. Alles ist irgendwie gemütlich und gut zu erreichen, gleichzeitig studieren hier aber über 30.000 Personen und vom Bahnhof fahren Fernzüge in alle Richtungen.

Anfangs war Regensburg in meinem Denken allerdings ganz klar eher bei Dorf als bei Großstadt angesiedelt. Ich bin zum Studium hierher gezogen und ganz klischeehaft habe ich die Stadt mit dem Dom, dem katholischen Knabenchor und Thurn und Taxis verbunden – ja ich weiß,

leider war mein Kopf in Bezug auf das schöne Regensburg voll mit Vorurteilen. Sowohl die Kirche als auch die Fürstin sind bezüglich ihrer Einstellung zur Homosexualität ja sehr umstritten, also erst mal kein Pluspunkt in dieser Hinsicht. Aber je länger ich hier wohne, desto offener nehme ich Regensburg wahr. Viele junge Leute, eigener *Christopher Street Day*, queeres Filmfestival, und das Theater hisst mitten in der Innenstadt Regenbogenflaggen als Zeichen der Vielfalt. Klingt ja erstmal prima. Aber wie prima ist es wirklich, wenn man als nicht heterosexuelle oder nicht cisgeschlechtliche Person in Regensburg lebt?



Das Theater hisst mitten in der Innenstadt Regenbogenflaggen, klingt ja erstmal prima. Ist es das wirklich?

Christian Wolff, einer der Vorsitzenden von *Resi e.V.*, der Regensburger Lesben- und Schwuleninitiative, sieht es ziemlich positiv: »Im Großen und Ganzen habe ich immer den Eindruck gehabt, dass wir in Regensburg so ein bisschen auf einer Insel der Glückseligen sitzen«. Doch der Rechtsruck der Gesellschaft und das Erstarken der AfD gingen auch an Regensburg nicht spurlos vorbei, erzählt Wolff: »Das hat zu einer erneuten Politisierung der schwulen Community geführt«. Bei der Politparade des Regensburger *Christopher Street Day* demonstrierten 2019 laut *Mittelbayerischer Zeitung* immerhin über 1000 Teilnehmende für die Rechte der LSBT*Q Personen. Die DemonstrantInnen der *CSDs* aller Städte zeigen sich meist offen, bunt und fröhlich, hängen sich ihre Regenbogenfahnen um die Schultern und laufen singend durch die Stadt. Das politische Statement hinter den *CSDs* darf man dabei aber nicht vergessen: Nach wie vor handelt es sich um eine Demonstration für die Verbesserung der Situation von LSBT*Q Personen in ganz unterschiedlicher Form. Auch Wolff betont, der *CSD* wirke zwar manchmal wie ein Faschingsumzug, sei aber trotzdem ganz klar eine politische Demonstration.

Vom Freistaat Bayern kommt keine Hilfe

Regensburg als Touristenstadt präsentiere sich weltoffen, da dürfe auch ein *CSD* nicht fehlen. Doch die Anlaufstellen für LSBT*Q Personen sind in Bayern und somit auch in Regensburg meist ehrenamtlich. Geförderte Angebote gibt es nur in wenigen Städten wie München oder Nürnberg. Diese sind jedoch von der jeweiligen Kommune unterstützt, vom Freistaat Bayern kommt keine Hilfe. Die bayerische Staatsregierung hat bisher keinen Aktionsplan zur Gleichstellung und Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt vorgelegt, obwohl schon Anfang 2014 im Europäischen Parlament beschlossen wurde, dass Europäische Kommission, EU-Mitgliedsstaaten und die jeweiligen Einrichtungen gemeinsam eine Strategie zum Schutz der Grundrechte von LSBTQ* Personen erarbeiten sollen, eben zum Beispiel einen Aktionsplan mit konkreten Zielen. In Deutschland ist das inzwischen in fast allen Bundesländern umgesetzt worden oder in Planung, nur in Bayern nicht.

Auch auf kommunaler Ebene hakt es noch: »In Regensburg möchte ich ein Zeichen der Sichtbarkeit haben«, sagt Wolff. Er meint damit etwas wie ein Denkmal oder einen Straßennamen. So hätte man einen Ort, an dem man zum Beispiel der homosexuellen Opfer des Nationalsozialismus gedenken könne.

In der Stadt gibt es mehrere LSBT*Q Vereine, die verschiedene Menschen ansprechen, zum Beispiel *Resi e.V.*, *Jung und Gleich e.V.*, *AK Queer* oder *Trans-Ident e.V.* Laut Wolff sei es wichtig, einen Treffpunkt für alle zu haben mit Büroräumen und zumindest einer geförderten sozialpädagogischen Arbeitsstelle, sodass der Austausch

und die Vernetzung innerhalb der Stadt verbessert werden könnten. »Es gibt genügend relevante Sachen, wo sich so ein Verein einmischen könnte. Der Bedarf ist da und ich finde es wichtig, dass das Angebot besteht.« Auch Sandra Asbeck, erste Vorsitzende von *Jung und Gleich e.V.*, sieht diese Notwendigkeit.

Jugendliche nehmen zig Kilometer auf sich, um Beratung zu erhalten

Die Jugendgruppe des Vereins wird zwar auch jetzt schon von sozialpädagogisch ausgebildeten Personen betreut, um sicherzustellen, dass die Jugendlichen mit ihren Fragen und Problemen auf geschulte Ohren treffen, trotzdem ist das Engagement bei *Jung und Gleich e.V.* ein Ehrenamt. Dabei ist die Gruppe Anlaufstelle für viele Jugendliche, nicht nur aus Regensburg, sondern auch aus der weiteren Umgebung. Zig Kilometer nehmen sie zum Teil auf sich, um zu den Treffen zu fahren. Sie merken dort, dass sie mit ihren Fragen nicht allein sind, erhalten Beratung und Informationen und unternehmen gemeinsame Freizeitaktionen. Diese Unternehmungen werden von den BesucherInnen der Erwachsenen-Gruppe *Let's Go* und durch Spenden finanziert. Das ist an vielen Stellen problematisch, ebenso wie auch solche praktische Aspekte wie die Haftpflichtversicherung jedes Jahr wieder eine finanzielle Hürde darstellen. Der Verein ist komplett eigenfinanziert und auf Spenden angewiesen; von der Stadt Regensburg erhält er keine finanzielle Unterstützung. Der von der Stadt angebotene Raum war zu weit außerhalb, sodass die Gruppe in den Räumen anderer Vereine unterkommen muss. Daher sieht auch Asbeck den Bedarf einer hauptamtlichen Arbeitsstelle in einer von der Stadt unterstützten LSBT*Q-Stelle, die alle Gruppen vereint: »Jeder macht es ehrenamtlich und jeder steckt schon Zeit rein, aber wenn man dann Zeit und Geld und Aufwand reinstecken muss, ist es irgendwann nicht mehr zu machen.«

»Es ist wichtig, dass wir zeigen ›wir sind da und wir sind auch nur ganz normale Menschen«

Wenn man mal über Regensburgs Grenzen hinaus in den Rest von Bayern schaut, betont Christian Wolff, dass vor allem die Sichtbarkeit auf dem Land wichtig sei: »Auch wenn irgendwo nur drei Häuser stehen, auch dort gibt es Lesben, Schwule und trans* Personen. Die müssen sichtbar werden und die haben ein Recht darauf, dass sie sichtbar werden.« Sein Kollege Martin Preis fügt hinzu, LSBT*Q sei »in allen Gesellschaftsschichten, in allen Bildungsschichten; es ist was, was sich einfach durchzieht. Es ist wichtig, dass wir zeigen ›wir sind da und wir sind auch nur ganz normale Menschen.«

Und diese Menschen machen hier in Regensburg zum Glück auch positive Erfahrungen. Preis erzählt zum Beispiel, seit einigen Jahren fahre die Polizei beim CSD nicht mehr vor der Parade her, denn die Erfahrung habe gezeigt, dass die Situation auch ohne Polizei friedlich bleibe. Auch Sandra Asbeck sagt, sie persönlich habe bisher in der Öffentlichkeit kaum schlechte Erfahrungen gemacht. Dass die Clubs, Bars und Treffpunkte für LSBT*Q Personen immer weniger werden, sei zwar schade, doch andererseits kann man auch das Gute darin sehen: »Es kann sein, dass die Orte, wo man Gleichgesinnte treffen kann, einfach nicht mehr so sehr gebraucht werden wie früher, weil das gemischte Clubbing kein Problem mehr darstellt. Die junge Generation ist einfach weiter im Kopf.«

In kleinen Schritten geht es also voran, aber von der so oft gewünschten Normalität ist die Gesellschaft wohl leider immer noch ein ganzes Stück entfernt. *Wilhelmine* träumt schon mal davon: »Stell mir vor, dass die Welt verrückt und dass Mann sich, Frau sich aussuchen kann, wessen Herz man begehrt.«



Franziska Baghestani (22) studiert Psychologie. Sie ist durch ein Praktikum in München auf die Idee zum Artikel gekommen und war erstaunt, wie sich die Situation doch von Stadt zu Stadt unterscheidet. Und sie hat jetzt noch mehr Respekt vor allen, die sich ehrenamtlich engagieren.

Wenn gerade kein Schnee liegt, was in Deutschland – sind wir doch ehrlich – den Großteil des Winters so ist, dann fallen klassische Winteraktivitäten wie Schneeballschlachten, Skifahren oder Rodeln weg. Nichts lenkt einen mehr von der allgegenwärtigen Kälte und dem nervigen Nieselregen ab, der niemals zu enden scheint. Hier in Regensburg gibt es aber durchaus die Möglichkeit, die kalten Monate mit einer klassischen Winteraktivität zu füllen: Schlittschuhlaufen.

Als leidenschaftliche »Skaterin« verbringe ich – Selina – im Winter gerne den ein oder anderen

Nachmittag in der *Donau-Arena*, um auf dem Eis ein paar Runden

zu drehen und ein paar Tricks auszuprobieren. Aber auch ohne große Tricks und lange Erfahrung können alle Interessierten auf der Eisfläche ein wenig in winterliche Stimmung kommen. Wer die Möglichkeit hat, unter der Woche nachmittags in die

Donau-Arena zu fahren, der

wird mit einer angenehm leeren Eisfläche belohnt.

Wer viel Platz haben möchte, sollte im Gegenzug aber den Sonntag meiden: Scheinbar geht dann ganz Regensburg und Umgebung zum Eislaufen. Da wird es schnell sehr kuschelig auf dem Eis; Platz zum entspannten Skaten sucht man vergeblich. Und wem das Eislaufen und der Versuch, mit den Schlittschuhen nicht zu stürzen, nicht genug Spannung bietet, für den gibt es Mittwoch- und Samstagabend den »Discolauf«: Besucher drehen dann im Halbdunkeln und zu Discomusik ihre Runden – bunte Lichteffekte inklusive. Vor allem am Wochenende kann der Andrang dabei so groß werden, dass der Schlittschuhverleih in der Arena an seine Grenzen stößt.

Wer gerne einmal den Schritt auf das Eis wagen möchte, aber keine eigenen Schlittschuhe zuhause hat, kann direkt vor Ort für ein paar Euro welche ausleihen. Egal, welches Niveau ihr habt: Kommt vorbei und habt keine Scheu – selbst die Profis fallen hin. Glattes Eis bedeutet übrigens nicht, dass man wenig Halt hat – im Gegenteil. Nur auf glattem Eis hat die Schlittschuh-Kufe genug Grip zum kräftigen Abstoßen!



ECKDATEN ZUM SCHLITTSCHUHLAUFEN

Öffentlicher Lauf:

Dienstag bis Sonntag 14:30-16:30 Uhr

Discolauf:

Mittwoch 20-22 Uhr und
Samstag 19:30-22:30 Uhr

Anfahrt mit dem Bus:

Linie D oder Linie 5 bis Haltestelle »Gewerbepark«

WINTERTIPPS – WAS GEHT IN REGENSBURG?

Escape-Rooms sind eine großartige Möglichkeit, sein detektivisches Können unter Beweis zu stellen. In einer Gruppe versucht man, innerhalb einer bestimmten Zeit aus einem Raum zu entkommen. Dabei muss man verschiedene Knobelaufgaben bearbeiten und lösen, um schrittweise dem Ziel näherzukommen. Bei den *Escape-Rooms* ist es empfehlenswert mit Leuten teilzunehmen, die man bereits kennt, da man man als schüchterne Person dann auch keine Scheu hat, seine Idee mit einzubringen. Inzwischen gibt es verschiedene *Escape-Rooms* sogar als Brettspiel, falls man sich in den eigenen vier Wänden doch wohler fühlt.



Wer meint, dass Golfen gehen nur was für reiche Schnösel ist, hat noch nie 3D Minigolf im *3D Funhouse* in Neutraubling ausprobiert. Wo der Unterschied zum normalen Minigolf ist? Die Welt erstrahlt in Schwarzlicht und man trägt während des Spielens 3D-Brillen, um die Welt herum dreidimensional wahrzunehmen. Ansonsten gelten die gleichen Regeln und Abläufe wie beim regulären Minigolf.

Der Winter ist etwas schwierig in Sachen Freizeit, finden wir, denn Viele suchen lange nach einer passenden Winterbeschäftigung, die auch mit kalten Temperaturen und wenig Tageslicht auskommt. In der Vorweihnachtszeit gibt es immerhin die Weihnachtsmärkte, aber sowohl davor als auch danach sieht die Freizeitgestaltung doch manchmal sehr mau aus. Wir haben daher ein paar Tipps für euch, wie ihr in der kalten Jahreszeit sogar noch das ein oder andere interessante Event entdecken könnt.

In Regensburg gibt es die Möglichkeit, an sogenannten *ArtNights* teilzunehmen. Der ein oder andere fragt sich nun vielleicht, was das ist. Bei einer *ArtNight* malt man gemeinsam in einer Gruppe unter der Anleitung eines/r KünstlerIn ein Bild. Die *ArtNight* läuft dabei immer in einer gemütlichen Umgebung wie in einem Café oder Restaurant ab – man kann nebenbei also den ein oder anderen Cocktail schlürfen. Das gemalte Bild muss vor der *ArtNight* auf der Website (<https://www.artnight.com/>) ausgesucht und gebucht werden.



Eine weitere Art, seiner Kreativität freien Lauf zu lassen, bietet das Keramikmalen – was zum Beispiel in der Keramikwerkstatt *La Fabrique* möglich ist. Hier kann man ganz spontan vorbeikommen und eine der zahlreichen Objekte (zum Beispiel Tassen, Teller, Tiere, ...) bemalen.

Beide Aktivitäten können in einer gemütlichen Runde mit oder auch ohne Freunde unternommen werden. Man lernt schnell neue Leute kennen und hat am Ende auch ein schönes Erinnerungsstück oder sogar ein außergewöhnliches Geschenk geschaffen.

Wenn man lieber auf etwas Action und einen gehörigen Muskelkater steht, dann sollte man auf jeden Fall mal in der *Boulderwelt* Regensburg vorbeischaun. Am besten ist es, mit Freunden die Wände rauf zu klettern, denn zwischen den verschiedenen Stationen brauchen die Hände schon mal eine Pause.



Wer schon immer mal bei einem Pub Quiz mitmachen wollte, ist in der Kneipe *Murphy's Law* gut aufgehoben. Bei einem Pub Quiz sitzt man meist mit ein paar Freunden in einer Kneipe und versucht in Kleingruppen (meistens den Tischgemeinschaften), verschiedene Fragen zu beantworten. Das Pub Quiz im *Murphy's* findet jeden zweiten Montag statt. Es eignet sich vor allem dafür, neue Leute kennenzulernen, aber auch dafür, mit seinen Freunden einen entspannten Bar-Abend zu verbringen.



Lisa Hofmann (22) studiert Allgemeine Informatik an der OTH und unternimmt in ihrer Freizeit gerne etwas Kreatives.

Selina Roos (22) studiert Deutsch-Französische Studien, steht schon seit dem Kindesalter auf dem Eis und versucht fast ebenso lange mehr oder weniger erfolgreich, Freunde mit ihrer Begeisterung dafür anzustecken.



HEIMSPIEL, SATZ UND SIEG

Vom 14. bis 20. November fand das elfte alljährliche *Heimspiel Filmfest* statt, das insgesamt 30 verschiedene Filme über die Leinwände des *Ostentorkinos* und des Wintergartens im *Andreasstadel* flackern ließ. Das *Heimspiel im Transit* (der Name steht für unsere sich im starken Wandel befindende Gesellschaft und ist dank der Filmauswahl auch Programm), zugleich mein erstes Filmfest, war ein phänomenales Erlebnis, das ich hier gerne nochmal rekapitulieren möchte.

Schon die Eröffnung ließ das *Heimspiel* ganz groß wirken: Sämtliche FilmenthustastInnen Regensburgs versammelten sich im *Ostentorkino* zu Sekt- und Orangensaftempfang, Reden von unter anderem der Bürgermeisterin Gertrud Maltz-Schwarzfischer, einem leider nur zwei Songs andauernden Konzert des geheimnisumwitterten *Somnabuhl*, dem Top-Barden der Stadt, und natürlich zum darauffolgenden offiziellen Opener des Filmfests, dem französischen Banlieue-Polizisten-Drama *Les Misérables* des Regisseurs Ladj Ly, das nicht umsonst als eines der Programmhilights galt. Man hätte fast vergessen können, dass man sich »nur« in Regensburg befand. Das Konzert der instrumentalen Post-Rock Band *Containerhead*, das den Abend schließlich abrundete, war ebenfalls äußerst stilvoll und ästhetisch ansprechend aufgezo- gen. Alles war unheimlich professionell organisiert, gleichzeitig entstand durch die spürbare Liebe des Organisationsteams zum Detail und dank der Location eine sehr heimelige Atmosphäre. Ich wusste direkt, dass ich mich in einem Raum mit ganz vielen Menschen befand, die alle dieselbe Passion teilten, egal ob sie auf der Bühne etwas präsentierten oder es sich im Sessel gemütlich machten und sich berieseln ließen – das *Heimspiel* ist ganz klar ein Fest von Filmfans für Filmfans. Obwohl das *Heimspiel im Transit* im Durchschnitt zahlreich besucht war, kann das Kino natürlich nicht jeden Tag zu jeder Zeit rappellvoll sein, da auch nicht jeder Film für jede Person interessant klingt. So fand ich mich bei ein bis zwei Vorstellungen schon mal leider in einem eher spärlich gefüllten Saal wieder, was aber dem Spaß an der Sache und der Qualität der gezeigten Filme keinen Abbruch tat, denn so hatte man das Gefühl, das ein oder andere Juwel praktisch privat vorgeführt zu bekommen. Eins davon war auf jeden Fall



Das Innere des gut gefüllten Ostentorkinos inklusive Leinwand.
© Heimspiel

The Art of Self-Defense von Riley Stearns mit Jesse Eisenberg in der Hauptrolle als ein anfangs bemitleidenswertes Würstchen namens Casey, das sich durch exzentrischen Karateunterricht bei einem dubiosen Sensei (Alessandro Nivola) zu einem selbstbewussten Leadertyp wandelt. Was zuerst

wie eine klischeebehaftete From-Zero-To-Hero-Story à la *Karate Kid* anmutet, ist eigentlich eine vor Kritik an Sexismus und toxischer Männlichkeit strotzende Komödie voller krasser Twists und trockenem Humor, die bei mir mehrere Male peinliches, schallendes Gelächter hervorrief.

Meine persönlichen Highlights

Ein weiteres Schmankerl war der brasilianische Sci-Fi-Mystery-Western-Thriller *Bacurau* des Regisseurduos Kleber Mendonça Filho und Juliano Dornelles, das in seinem ersten Screening am Sonntagabend das *Ostentorkino* gefüllt bis auf den letzten Platz füllte. Hier wehrt sich ein kleines, fast schon isoliertes Dorf im Nordosten Brasiliens gegen die Invasion einer mehrheitlich aus weißen US-Amerikanern bestehenden Gruppe und setzt somit ein aufrüttelndes, zeitweise verstörendes Statement gegen Imperialismus und Faschismus, das seine Spannung über die gesamte Spielzeit hält – ich saß wirklich lange mit offenem Mund in meinem Sessel. Das unbestrittene Highlight des *Heimspiels* wurde jedoch am letzten Tag als Closer gezeigt und avancierte direkt zu einem meiner liebsten Filme des Jahres 2019: Hierbei handelt es sich um Robert Eggers' *The Lighthouse*, einem düsteren, lovecraftesquen Drama, gedreht im 4:3-Format und komplett in schwarz-weiß getaucht, in dem man



Das komplette Team des Heimspiel Filmfests voller Stolz und Erleichterung nach getaner Arbeit. © Heimspiel

fast ausschließlich Robert Pattinson und Willem Dafoe sieht, die als Leuchtturmwärter auf einer abgeschlagenen Insel Ende des 19. Jahrhunderts immer mehr dem Wahnsinn verfallen. Das Ganze ist gespickt mit Anspielungen auf die griechische Mythologie und einer ordentlichen Portion Seemannsgarn, wobei ich ausnahmsweise froh war, dass der Film mit Untertiteln gezeigt wurde. Für mich als Besucher war das *Heimspiel* ein Treffer ins Schwarze. Mit der Dauerkarte zu einem sehr vernünftigen, ermäßigten Preis von 30 Euro lohnte es sich total, öfter hinzugehen und sich Filme anzusehen, die man ansonsten nicht auf dem Radar hätte. Zum Schluss hatte ich zehn Tickets in meinem Geldbeutel, die ihn sehr gut gefüllt aussehen ließen. Nach sämtlichen Feiern in der gemütlichen Kinokneipe hatte ich nach der *Heimspiel*-Woche zwar kaum Geld mehr, aber war umso reicher an Impressionen, Erfahrungen und neuen Lieblingsfilmen. Auch für das Team rund um die Festivalleitung (bestehend aus Chrissy Grundl, Felix Rieger und Stefan Wallner), das sich aus den Mitgliedern eines studentischen Projektseminars der Medienwissenschaft zusammensetzte, war es eine sehr anspruchsvolle, dafür jedoch erfüllende Erfahrung, das *Heimspiel* zu organisieren. So habe ich von einigen der teilnehmenden Studierenden mitbekommen, dass sie kaum mehr Freizeit hatten, stundenlang am Telefon hängen mussten, hunderte Stunden an Filmmaterial durchkauten und sich um jedes Detail zu kümmern hatten, was schließ-

lich dazu führte, dass das Filmfest in dieser äußerst gelungenen Form stattfinden konnte. Ein herzliches »Chapeau« an dieser Stelle.

Unterstützt das *Heimspiel*!

Das elfte *Heimspiel* liegt noch nicht so lange zurück, die Organisation für das zwölfte muss aber bald wieder beginnen. Jeder Person, die für Filme und die gesamte Kultur drumherum eine Leidenschaft hat, sei ans Herz gelegt, dabei mitzumachen – wer sich die Arbeit allerdings nicht antun möchte, kann sich natürlich einfach ins Kino setzen und das Spektakel genießen. So oder so, das *Heimspiel Filmfest* ist jede Aufmerksamkeit und Unterstützung wert, die ihm gewidmet wird.



Elias Schäfer (22) studiert Medienwissenschaft, Amerikanistik und Russische Philologie, ist passionierter Filmfan und war so vom diesjährigen *Heimspiel* begeistert, dass er nächstes Mal auch bei der Organisation dabei sein will.

AUSBILDUNG STATT ABSCHIEBUNG

Wir, das sind Lea und Pauline, wollten genauer wissen, wie die Situation von Geflüchteten aussieht, die in Regensburg eine Ausbildung machen. Bei der Recherche stießen wir überall auf Mythen zu diesem Thema. Wir haben uns gefragt, was an diesen Mythen eigentlich dran ist und machten uns auf den Weg zu der **Organisation *Ausbildung statt Abschiebung* (AsA)**.

Ausbildung statt Abschiebung ist keine offizielle Beratungsstelle, sondern ein Netzwerk von Ehrenamtlichen und Hauptberuflichen aus verschiedenen Bereichen wie etwa SozialarbeiterInnen, PädagogInnen und JuristInnen, die alle mit unbegleiteten jugendlichen Geflüchteten zusammenarbeiten. Das Ziel hierbei ist neben der Öffentlichkeitsarbeit, um auf die Situation der Jugendlichen aufmerksam machen, vor allem, den Austausch untereinander zu fördern. Der Verein begleitet die jungen Geflüchteten von der Antragstellung über das Finden einer Ausbildungsstelle bis hin zu der Betreuung während der Ausbildung.

Für das Interview trafen wir uns mit Nathalie und Hilde von *Ausbildung statt Abschiebung*.

»Afghanistan ist ein sicheres Herkunftsland.« Diesen Satz hört man oft aus dem Mund von PolitikerInnen. Wie steht ihr dazu?

Bis dato galt: Es wird nicht nach Afghanistan abgeschoben. 2016 schließt die Europäische Union jedoch ein Rücknahmeabkommen mit Afghanistan. Der Deal: Afghanistan erhält finanzielle Unterstützung durch die Europäische Union, im Gegenzug muss Afghanistan abgelehnte Asylbewerber zurücknehmen. Wir halten diese Aussage »Afghanistan ist ein sicheres Herkunftsland« für einen Mythos, da unter anderem Terrororganisationen weiterhin für Angst und Unsicherheit sorgen und das Land destabilisieren. Für die Jugendlichen geht die Ablehnung ihres Asylantrags mit Angst, sozialem Rückzug und Unsicherheit einher.

Schritt für Schritt wurden der Suche und dem Finden eines Ausbildungsplatzes immer größere Steine in den Weg gelegt. Voraussetzung dafür war nun plötzlich eine Tazkira (Identitätsdokument). Später wurde dann eine beglaubigte Tazkira aus Kabul gefordert. Für die Freunde und Verwandten der Asylbeantragenden vor Ort ist es allerdings wahnsinnig aufwändig und teilweise auch lebensgefährlich, dieses Dokument zu besorgen. Die drastische Änderung der Situation und die zunehmend komplexeren Anforderungen seitens der Behörden veranlassten uns dazu, uns zusammenzuschließen. Wir wollten einen Raum für Austausch schaffen, um uns so durch den Bürokratie-Dschungel zu kämpfen und die Jugendlichen in dieser schwierigen Situation besser begleiten zu können. Bei der Beschaffung aller notwendigen Unterlagen helfen wir ebenfalls.

Was sagt ihr denn zu folgender These: »Ausbildung schützt vor Abschiebung«?

Prinzipiell ist das immer Ermessensspielraum der Ausländerbehörden. Was in Regensburg gilt, kann in Freising und erst recht außerhalb Bayerns schon ganz anders sein. Das unterscheidet sich immer von Behörde zu Behörde. Grundsätzlich ist es aber schon so, dass man während seiner Ausbildung theoretisch nicht abgeschoben wird. Um genauer zu sein: Nur wenn man sich in einer Ausbildungsduldung befindet, ist man davor geschützt. Dieser Status ist allerdings schwer zu erreichen. Erforderlich ist dafür die geklärte Identität. Außerdem darf man keine größeren Straftaten begangen haben, wozu auch schon ein nicht gekauftes Busticket oder eine Schlägerei zählt. Die Behörden widersprechen sich in ihren Anforderungen. Man darf die Ausbildungsdul-

Bei unserer Recherche sind wir auch an der Uni über eine Organisation gestolpert:

Die *Refugee Law Clinic* (RLC) ist eine Gruppe, die ehrenamtliche und kostenlose Rechtsberatung für Geflüchtete anbietet. Diese werden in persönlichen Gesprächen oder per E-Mail beraten; bei rechtlichen Problemen wird ihnen zur Seite gestanden. Die *Refugee Law Clinic* in Regensburg hat ihr Büro an der Uni, im Lehrstuhlgebäude der Rechtswissenschaftlichen Fakultät, Raum RW(L) U.05.

derung erst beantragen, wenn man sich in einer unsicheren Lage befindet und das Asylverfahren abgeschlossen wurde. In Bayern dürfen zusätzlich noch keine Maßnahmen in Richtung Abschiebung erfolgt sein, wozu aber ja eine Ablehnung nach Beendigung des Asylverfahrens zählen würde. Zudem sollte man bereits in einer Ausbildung sein, beziehungsweise kurz vor deren Beginn stehen. Das alles ist echt kompliziert und ein langwieriger Prozess, der sich bis zu einem halben Jahr hinziehen kann. Wenn die Ausbildung noch nicht begonnen hat, der Vertrag aber schon genehmigt ist, es dann aber wieder bis zu der Duldung dauert ... dann kann es passieren, dass der/die Auszubildende die Wartezeit nicht akzeptiert und die Stelle somit hinfällig ist. Das allerdings ist in Regensburg eigentlich noch nie passiert. Eine positive Nachricht, denn hier ist die Situation gut; es gibt viele unbesetzte Lehrstellen.

Da wir gerade schon von den Auszubildenden reden – wie bewertet ihr dieses Statement: »Azubis mit Fluchthintergrund werden durch den/die ArbeitgeberIn ausgenutzt«?

Hm, da ist unsere Meinung zweigeteilt. Beispielsweise werden Arbeitsrechte von den Auszubildenden nicht eingehalten. Die Azubis trauen sich teilweise nicht, dagegen vorzugehen oder wissen nicht um ihre Rechte. Ab und zu ist die Bereitschaft zur Selbstaussbeutung, um eine möglichst gute Leistung zu vollbringen, eindeutig

vorhanden. In Regensburg haben wir aber gute Erfahrungen mit den meisten Auszubildenden gemacht. Oft hatten wir super Azubis und auch tolle ArbeitgeberInnen, die sogar mit zu den Terminen bei der Ausländerbehörde gehen und die Azubis mit Fluchthintergrund sehr unterstützen.

Noch eine letzte Frage: Wie einfach kann ich als Azubi mit Fluchthintergrund meinen Betrieb wechseln? Hat das Auswirkungen auf seinen Status?

Während der Ausbildungsduldung darf man einmalig die Stelle wechseln. Anschließend hat man sechs Monate Zeit, einen anderen Betrieb zu finden. Auch wenn es Schwierigkeiten am Arbeitsplatz gibt, ist die Hemmschwelle oft sehr groß. Die Erlaubnis für die zukünftige Ausbildungsstelle muss erneut beantragt werden.

Lea Wöhl (22) studiert Englisch und Bio auf Gymnasiallehramt. Sie ist bei Campus Asyl auch in den Azubi-Tandems dabei und interessiert sich sehr für die Themen Migration und Bildung.



Pauline Fell (20) studiert Französisch und Politikwissenschaft und hat nicht ganz so viel Ahnung von der Thematik wie Lea. Das Interview hat sie allerdings nochmal darin bestärkt, sich damit auseinanderzusetzen.



»EIN HAUS IST NOCH NIC

Über den ersten Umzug, neue Umgebungen, neue Eindrücke, Menschen, Gefühle, Heimweh, und was »zu Hause sein« wirklich heißt.

Ich habe es getan! Ich bin ausgezogen und habe den Traum verwirklicht, mit drei Freundinnen in eine WG zu ziehen! Raus aus der gewohnten Umgebung, rein in eine neue Stadt. Meinerseits war es eine relativ spontane Entscheidung, aber letztendlich hat sich alles gefügt wie es sich fügen sollte. Und so bin ich jetzt frisch aus dem hektischen München ins behagliche Regensburg gezogen.

Das Gefühl des »zu Hause seins« verband ich zu einem großen Teil immer mit meiner Familie, die unmittelbar um mich ist und meiner Umgebung, die ich kenne wie meine rechte Hosentasche. Mein Lieblingscafé direkt um die Ecke, der alte Mann aus dem Waschsalon, die schlecht gelaunte Frau aus dem Lädchen die Straße runter, das alles eben. Aber auch, dass alles seinen bestimmten Platz in meinem Zimmer hat, der leichte Geruch von meinem Parfüm und Räucherstäbchen in der Luft, meine Bastelsachen in der unteren Schublade meines Schreibtisches zu wissen, meine Musik, die den Raum erfüllt, das Gefühl, meine Pflanzen wieder nicht gegossen zu haben, die ständige Vorfreude auf Weihnachten. Für viele mag sich das absurd anhören, aber das bedeutet es für mich nun mal, sich zu Hause zu fühlen. Jeder hat eine andere Definition dafür, für jeden hat dieses sich langsam entwickelnde Gefühl eine andere Bedeutung. Anfangs zählte es zu meiner größten Angst, dass sich dieses Gefühl nicht entwickelt, dass ich mich nicht zu Hause fühlen wer-

de, alles hinterfragen werde, Heimweh bekommen werde. Auch wenn ich nicht der Typ bin, der schnell Heimweh bekommt, war da vor dem Umzug doch immer diese kleine unterdrückte Angst. Dieser Druck, was passieren würde, wenn es doch die falsche Entscheidung war – wäre man enttäuscht von mir? Doch zu meiner Erleichterung habe ich mich schon bald in der neuen Wohnung eingelebt. Ich habe mich schnell wohl gefühlt, alle meine Sachen haben seinen Platz gefunden und mein Zimmer war schon bald »mein Zimmer«. Mein ganzer Kleinkram in den Regalen, meine Pflanzen auf dem Fensterbrett, meine Traumfänger und Bilder an den Wänden, meine Kerzen und Steine an ihrem Platz. Es ist eine Sache, ein »zu Hause« einzurichten, zu dekorieren und fertig zu stellen, aber wie schon meine Oma zu pflegen sagte: Ein Haus ist noch nicht gleich ein »zu Hause«.

Eine süße Anekdote am Rande: Es war erst zwei Wochen nach unserem Einzug, als wir alle zusammen beieinander saßen und ich nur beiläufig erzählt habe, wann ich über's Wochenende nach München fahre. Auf einmal unterbricht mich Anna, eine meiner Mitbewohnerinnen, und sagt, dass ich gerade gesagt habe, ich würde Sonntag wieder nach Regensburg »heim fahren«. Ich habe also schon unbewusst und ohne darüber nachzudenken Regensburg als meine Heimat bezeichnet. Ein schöner Gedanke. Zu Beginn erschien mir allerdings genau das seltsam, eine mir völlig fremde Stadt jetzt als neu-



en Wohnort und Heimat zu sehen. Es braucht seine Zeit, sich zurecht zu finden, zu wissen, wie man am schnellsten von A nach B kommt, wohin man gehen muss, wenn man etwas Bestimmtes braucht, so absurd diese Sache auch sein mag, wie man sich die Zeit vertreiben kann, wenn man das Bedürfnis hat, draußen ein bisschen Zeit für sich zu verbringen. Für mich spielt auch das alles eine Rolle, bis ich eine Stadt als meine Heimatstadt bezeichnen kann. Aber das alles braucht eben seine Zeit. Meiner Meinung nach verändert sich

HT GLEICH EIN ZU HAUSE«



so guten Freunden zusammen zu wohnen. Es ist immer jemand da, der einem mit Rat zur Seite steht – und ich bin mir schon jetzt sicher, dass nun eine der lustigsten und schönsten Lebensphasen beginnt mit diesen Mädels. Und dafür schätze ich mich sehr glücklich. Schon als ich unsere Wohnung zum ersten Mal betrat, wusste ich, dass es »unsere« Wohnung ist. Es passierte genau das, was sich alle Wohnungssuchenden so sehr wünschen: nämlich das Gefühl, wenn man genau weiß, dass es die richtige und perfekte Wohnung ist. Wenn alles zusammenpasst und man schon das ganze neue Leben vor sich sieht. Man kann sich perfekt vorstellen, wie alle zusammen in der Küche auf der Ablage beisammen sitzen und über Belangloses quatschen, wie man gut riechendes Gebäck aus dem Ofen herausholt, wie Musik die ganze Wohnung erfüllt, alle fröhlich umher hüpfen oder wie man durchgefroren zur Türe in die warme Wohnung herein kommt und der ganze Stress des Tages von einem abfällt. Man sieht schon die erste große Party vor sich, wie sich unsere ganzen Freunde in der Wohnung tummeln, wie wir am nächsten Morgen verkatert, aber gut gelaunt, zusammen sitzen und den Abend reflektieren. Wie wir im Sommer zusammen auf dem Balkon sitzen, am Abend entspannt ein Glas Wein genießen und die Sonne beim Untergehen beobachten. Ich liebe schon jetzt alles an dieser Wohnung und an unserem gemeinsamen WG-Leben. Unsere alte Eingangstür, wie Anna unter der Dusche singt, die Collage in unserem Wohnzimmer, wie Linn sich an einen kuschelt, wenn man eine Neuigkeit erzählt, Mona die am

Tag mehr Tee als Wasser trinkt, wie wir uns alle beim Essen von unserem Tag erzählen oder wenn wir uns abends nach einem anstrengenden Tag mal Indisch bestellen und einen Film anschauen, zusammengekuschelt in Linns Bett. Als vor Kurzem eine Freundin übers Wochenende bei uns zu Besuch war, meinte sie bevor sie ging, dass wir schon wie eine richtige kleine Familie wirkten. Dabei kann ich ihr nur Recht geben. Auch für mich und wahrscheinlich für uns alle fühlt sich die WG schon an wie eine kleine Familie, auf die man immer zählen kann, die einem bei allen Entscheidungen unterstützt, einem immer ein Lächeln auf's Gesicht zaubern kann.

Also ja, »zu Hause fühlen« bedeutet in einer gewissen Weise immer noch, dass man Familie um sich hat und die neue Umgebung, in der man wohnt, immer besser kennenlernt, alles so ist wie es sein soll – und an der Suche nach einem neuen Lieblingscafé in der Nähe oder eines Anblicks einer neuen schlecht gelaunten Frau wird es wohl nicht scheitern. Ich habe das Gefühl, genau das Richtige getan zu haben. Regensburg ist schon jetzt in meinem Herzen. Jedoch wird München immer mein Zuhause, meine andere Heimat bleiben. Dieses Gefühl und das Glück, zwei so tolle Orte als mein Zuhause bezeichnen zu dürfen, ist unbeschreiblich – und ein Gefühl, das mir niemand mehr wegnehmen kann.

jedes Mal die Bedeutung von Heimat aufs Neue, von Umgebungswechsel zu Umgebungswechsel. Alles spielt eine kleine Rolle. Die MitbewohnerInnen, die Wohnung, die Umgebung, die Freizeitgestaltung, die Lebenslage, in der man sich gerade befindet. Alle möglichen Einflüsse machen aus, ob sich dieses Heimatgefühl überhaupt entwickelt.

Eine große Rolle haben ebenfalls meine neuen Mitbewohnerinnen gespielt, dass ich mich so schnell heimisch gefühlt habe. Es ist schön und eine ganz neue Erfahrung, mit

Olivia Bayne (19) studiert Biologie. Sie ist ganz neu in Regensburg, fühlt sich aber schon pudelwohl im neuen Zuhause.



FLEISCHKÄSEBRÖTCHEN VERSUS LEBERKASSEMMEL

EINE SATIRISCH-KRITISCHE AUSEINANDERSETZUNG ZWEIER
»NICHT-BAYERINNEN« MIT BAYERISCHEN AUSDRÜCKEN

Sers Kollegen! Wir sind's, die Ausländer ... Gebürtige Nicht-Bayern, aus dem fernen Osten. Friederike kommt aus Oetzsch (bei Mügeln bei Oschatz bei Leipzig), Paula aus Berlin. Wir sind beide vor einem Jahr ins bayerische Regensburg gezogen, mittlerweile haben wir uns an das meiste gewöhnt und sind gar nicht mehr so irritiert. Doch wie aller Anfang war auch unser Start nicht so einfach ... Nicht nur ein kleiner Kulturschock, sondern auch eure Sprache, oh man! Was waren wir anfangs verwundert ... Im Folgenden setzen wir uns auf humorvolle Art und Weise und ohne Sarkasmus mit dem Vergleich boarische und hochdeutsche Wörter auseinander.

Beginnen wir mit »end(s) madig«: In unseren Ohren klingt das nach runzligen, dicken Maden, die sich durch die Gegend schlängeln. Aber lange nicht auf die einfache Schlängelweise, sondern die kriechen so richtig langsam und schleimig auf uns zu, eben »end(s) madig«. Hinzufügen müssen wir an dieser Stelle, dass das »s« am Ende des »end« grammatikalisch einfach nicht korrekt ist (das Thema Grammatik scheint hier generell ein schwieriges Pflaster zu sein). Ist »end« nicht schon Superlativ genug? Uns scheint, als müsse immer noch eins draufgesetzt werden – genug scheint nie genug. Wir verstehen diese Aussage im verwendeten Zusammenhang. Die Situation, in der du dich da eben beim Professor zu deiner Hausarbeitsnachbesprechung befandest, war leider »end(s) madig«. Wir sagen da viel einfacher: beschissen, nicht geil, blöd gelaufen, schade! Da hat man wenigstens nicht direkt das Bild von verfaultem Obst im Kopf. Diesen »sau geilen« Ausdruck scheinen aber vor allem die Münchner unter euch zu verwenden.

Weiter geht's mit dem wunderschönen Verb »sich fotzen« (für alle, die

das Wort genauso wenig kannten wie wir: »sich fotzen« heißt so viel wie »sich prügeln«). Als eine Freundin dieses Wort einst so beiläufig in ihre Erzählung einfließen ließ, konnten wir nicht anders, als sowohl entsetzt, als auch fassungslos zu reagieren, gefolgt von hysterischem Lachen. Weitere Recherche ergab, dass das Wort »fotzen« außerdem genauso gut das Gesicht und den Mund bezeichnen kann. Dass dieser überaus derbe Terminus eigentlich als Schimpfwort fungiert, ist hoffentlich jedem klar. »Wolln ja ned mid na trocknen Fotz'n hoam« sagte letztes eine Freundin beim Weggehen zu uns und bestellte sich eine 0.5 Liter Rotweinkanne. Na klar!

Am Anfang des ersten Semesters erzählte Paulas Mitbewohner ihr von einer »riesen Fotzerei« am Regensburger Hauptbahnhof. Sie dachte sich: »Kann ja gar nicht sein! Da zieh' ich aus Berlin nach Bayern und als Begrüßung starten sie direkt 'ne Orgie...« Bis ihr bewusst wurde, worum es bei der Erzählung ging, verstrichen einige verstörende Minuten, in denen ihr Mitbewohner ausführlich von der blutigen Szenerie berichtete. In unseren Ohren

klingseln bei der vulgären Bezeichnung alle Alarmglocken – für uns ist »fotzen« sexualisiert und enthält frauenverachtende Züge. So müssen wir uns trotz alledem mit der Zeit an diesen Ausdruck gewöhnen. Jedoch zuckt's in uns bei jeder verbalen Verwendung auf unangenehme Weise. Führen wir unsere Diskussion weiter mit dem Terminus »Noagerl«. Wir sagen »Uwe« – unten wird's eklig. Das ergibt Sinn und beinhaltet wahren Konsens. Wir sind uns doch wohl einig, dass der Spuckschluck am unteren Ende der »Maß« {Mass} nicht sehr einladend schmeckt und niemandem so wahrlich mundet. Und was soll uns »Noagerl« mitteilen? Außer dem süßen und schnuckeligen Klang des Wortes steckt da leider nichts dahinter.*

**Anmerkung der Chefredaktion:
Ein entrüsteter Bayer in der Chefredaktion ist beim Lesen dieses Satzes fast an seiner Weißwurst erstickt. »Noagerl« kommt von »neigen«, da man den letzten Rest im Masskrug erst gut sieht, wenn man das Glas schräg hält. Das Wort ist also nicht nur süß und schnuckelig, sondern ganz praktischen Ursprungs.*



Als Paula in ihre neue WG einzog, berichtete ihre Mitbewohnerin von einem schönen Sonnenbad auf ihrem gemeinsamen Balkon – nicht dass sie dort Liegestühle oder gemütliche Sitzgelegenheiten hätten. Nein, sie legte sich fröhlich auf die ruppige Bierbank in die Sonne. Nun war sie voller »Spreißel«, berichtete sie ihr im Anschluss. Voller was?! Achso, Splitter (eine kurze Übersetzung für alle Nicht-Bayern!). Schickes Wort, gefällt uns gut. »Spreißel« klingt so verniedlicht und unser Wortschatz, der »Splitter« hergibt, eher rau.

Kommen wir zum »Schmusen mit dem Gspusi«. Is des liab! Wir machen oder hauen rum, mit Freund/Affäre/One-Night-Stand, aber »schmusen mit unserem Gspusi« machen wir viel lieber. Vielmehr würden wir das eher tun wollen, nur dass wir diesen Ausdruck wohl kaum bei uns zu Hause verwenden können, ohne auf Verwunderung und Lacherei zu stoßen. Vorstellen können wir uns, dass unsere Eltern sich über diese verbale Expression freuen würden ... Ist doch angenehmer vom »Gspusi« der Töchter zu hören, als vom Typen, mit dem die eigene Tochter »was am Laufen hat/sich herumtreibt/schläft/bumst/ins Bett geht/ins Bett steigt«. Klingt schließlich auch irgendwie unschuldiger. Nichtsdestotrotz waren wir trotzdem verwundert, dass dieser Ausdruck wirklich in ernst-

haften Kontexten von Mitte Zwanzigjährigen verwendet wird, da er, unserer Ansicht nach, auch von einem Kleinkind kommen könnte, das gerade mit dem Stofftier kuschelt. Naja, süß ist's trotzdem!

Was wir auch noch als ganz interessant und erwähnenswert empfinden, ist die häufige Verwendung von Artikeln, euren Vornamen vorangestellt. Obwohl diese natürlich keinerlei Zweck erfüllen und die Person so irgendwie mit einem Objekt gleichgestellt wird, haben wir diese Angewohnheit schon relativ gut in unseren Sprachgebrauch etabliert. Schwierig wird's wahrscheinlich, wenn man hier beispielsweise Jana heißt. Da kann schon mal die ein oder andere Verwechslung mit dem Namen Diana auftreten. In Kombination mit den Substantiven »Mama« oder »Papa« klingt die Verwendung jedoch wieder zauberhaft und gleich viel sympathischer: »Dohom de Mama und da Bappa mid mia beim Wurstkuchl gessn!« Definitiv ein musikalischerer Klang als »da haben Mama und Papa mit mir in der Wurstküche gegessen«!

Gehen wir unsere innere gedankliche Liste der aufgereihten bayerischen Wörter weiter, so stoßen wir auf »frägt«. An dieser Stelle fügen wir eine kurze Sequenz unsachlicher Erörterung ein – und rufen mit euch ein Hühnchen! Auf grammatikalischer Ebene ist dieser Termi-

nus falsch. Da prahlt ihr immer mit eurem tollen bayerischen Abitur, aber strauchelt bei der einfachsten Konjunktion. Gehen wir die singuläre Indikativbildung des schwachen Verbs »fragen« einmal gemeinsam durch: *Ich frage, Du fragst, Er/Sie/Es frAgt*. Wo um alles in der Welt denkt sich da ein Teil in Euch, »huch – füge ich doch einfach mal die Ä-Tüpfelchen hinzu«?! Klingt blöd, gewöhnt euch das lieber ab. In Restdeutschland hört das niemand gern.

Zu guter Letzt haben wir noch ein wahres Pralinchen aus dem Repertoire des bayerischen Wortschatzes: »Fleischpflanzerl«. Klingt vegetarisch, ist es aber nicht. Gemeint ist damit nämlich die Frikadelle oder auch die Boulette. Uns kommt da zuallererst die Assoziation von schlecht gewordenem Fleisch, das sich langsam aber gekonnt schimmelig zu einer Pflanze entwickelt ... Der Name mag zu Verwirrung führen, denn es handelt sich eben nicht um einen Fleischersatz der *Rügenwalder Mühle* (es gibt natürlich auch noch viele weitere Firmen, die Produkte dieser Art herstellen), sondern um verarbeitetes Hackfleisch. Wir fragen uns deshalb: Wo kommt das »Pflanzerl« her? Diese Frage wird wohl zunächst unbeantwortet bleiben, zusammen mit vielen weiteren Begriffen dieses schönen und immer wieder verblüffenden Bundeslandes Bayern.



Paula Boden (21) studiert Politikwissenschaft, Öffentliches Recht und Kulturwissenschaft und schmunzelte während der Recherche und Schreiberei wegen der ein oder anderen bayerischen Übersetzung des Öfteren in sich hinein.



Friederike Hirth (19) studiert Medienwissenschaft und Anglistik und findet die bayerische Sprache gelegentlich recht suspekt, was sie jedoch nicht davon abhält, doch das ein oder andere Wort in ihren Sprachgebrauch zu etablieren.

VON DER KUNST DES SEELISCHEN SCHMERZES



»Mir ging's in letzter Zeit nicht so gut.« Ein Satz, der vielen Menschen bis vor ein paar Jahren vermutlich viel Mut abverlangt hat. Der Umgang mit psychischen Krankheiten hat sich nicht nur in der Gesellschaft, sondern vor allem auch in den Medien zum Positiven gewandelt. Bücher, Filme und Serien nehmen sich des Themas an. Doch das war nicht immer so. Eine Abhandlung über die Stellung von »kranker« Kunst in der Gesellschaft.

»How many times have people used a pen or paintbrush because they couldn't pull the trigger?«

Dieses Zitat der britischen Schriftstellerin Virginia Woolf macht betroffen. Vor allem wenn man bedenkt, dass Woolf, eine der einflussreichsten Schriftstellerinnen der Moderne, schließlich selbst den Freitod wählte. Mit dieser rhetorischen Frage weist Woolf jedoch auf eine der wichtigsten Aufgaben der Kunst hin: die Möglichkeit der Verarbeitung. Die Kunst wird vom Leben beeinflusst – und das Leben von der Kunst. Sie ist die Fähigkeit des Menschen, der Schönheit des Lebens Ausdruck zu verleihen. Die Kunst wirft aber

auch ein Licht auf die Schattenseiten des Lebens und den persönlichen Seelenschmerz. Damit hilft sie nicht nur der schaffenden Person, sondern auch anderen Betroffenen.

Dennoch sind psychische Krankheiten ein Thema, über das der Großteil der Bevölkerung gerne schweigt. Irgendwie fühlt es sich komisch an; es ist einem fremd. Dabei sind psychische Krankheiten ein häufiges Phänomen. Sieht man sich die Anzahl der Personen an, die jährlich an Depressionen, Angststörungen, bipolaren Störungen oder Ähnlichem erkranken, verwundert es, dass es bis vor ein paar Jahren noch ein Novum war, solche Probleme in der Familie oder im Freundeskreis anzusprechen.

Auch die Gesellschaft vergötterte bis vor Kurzem das Bild des perfekten und allzeit funktionierenden Menschen regelrecht. Doch warum eigentlich? Warum muss man ständig funktionieren? Beweist es nicht viel mehr Stärke, zu seinen Schwächen zu stehen? Soziale Medien, prominente Fälle und Kampagnen zur psychischen Gesundheit beeinflussten einen Bewusstseinswandel und eine Öffnung. Das zeigt sich vor allem in den Medien und in der Kunst.

Psychisch krank gleich Mörder?

Bis es zu diesem neuen Umgang mit dem Thema kam, war die Darstellung und die Rezeption psychischer Krankheiten alles andere als verständnisvoll. Bevor es den Film gab, kamen psychisch Erkrankte in der Kunst lediglich in der Literatur und Malerei vor. *Die Leiden des jungen Werthers* von Johann Wolfgang von Goethe befasst sich mit manischer Depression. Eine angeblich bald darauffolgende Suizidwelle wurde dem Text Goethes angelastet. *Der Schrei* von Edvard Munch (heutzutage ein beliebtes Meme oder Sockenmotiv) wollte einer existenziellen Krise Ausdruck verleihen. Damals wurde das Bild von der breiten Masse als verstörend wahrgenommen. Und über fast allen Werken Franz Kafkas hängen betrübte, melancholische und depressive Nebelchwaden. Als der Film in den 1930er Jahren schließlich endlich den Mainstream erreichte, war das Motiv des psychisch Erkrankten mit mörderischem Doppelleben äußerst beliebt. Man erinnere sich an Alfred Hitchcocks Film *Psycho* aus dem Jahre 1960, in dem der junge Norman Bates an einer dissoziativen Identitätsstörung leidet und in der Aufmachung seiner verstorbenen Mutter Frauen ermordet. Und obwohl *Taxi Driver* von 1976 einer der besten Filme aller Zeiten ist, zeichnet Travis Bickles Wahn aus Weltschmerz, Einsamkeit, Psychosen und Gewaltfantasien ein düsteres Bild für etwas, mit dem ein Großteil der Menschen ihre Probleme hat: den eigenen Platz in der Gesellschaft zu finden.

Mitgefühl oder Verständnis? Fehlanzeige. Psychisch Erkrankte dienten lediglich als Schreckensfiguren für die restliche Bevölkerung. Mit medialer Überspitzung, gesellschaftlichem Unverständnis und Scham konfrontiert, suchten die wenigsten Betroffenen nach Hilfe. Viele mussten ihr Leid still ertragen.

Die »Mental-Health-Generation«

Pi und *A Beautiful Mind* verbanden in den späten 1990er Jahren herausragende Intelligenz mit psychischen Problemen. Die Bücher und späteren Verfilmungen *Vielleicht lieber morgen*, *It's Kind of a Funny Story* oder auch *Silver Linings* versuchten in den 2000er und 2010er Jahren, Themen wie Depressionen zu normalisieren und auch einen humorvollen Weg im Umgang mit der Krankheit zu finden. Und nicht nur die Filmindustrie änderte sich: Auch Musiker gingen offener mit der Thematik um und verarbeiteten ihre eigenen Probleme in der Musik. So auch der US-amerikanische Rapper Kanye West. Auf seinem Album *ye* offenbart er den HörerInnen seine

schmerzhaften Vergangenheit, indem er beispielsweise von seiner bipolaren Störung und Depression erzählt. Und obwohl soziale Medien vor allem die Fassade eines perfekten Lebens aufrechterhalten möchten, gibt es dennoch eine Vielzahl an Seiten, die sich dem Umgang mit psychischen Krankheiten verschrieben haben und wie eine Community für die Betroffenen wirken. Podcasts rund um das Wohlbefinden zählen zu den beliebtesten Genres, und auf dem Buchmarkt herrscht eine regelrechte Flut an Ratgeberliteratur, die ganze Regalwände füllt.

Die größte Aufmerksamkeit zog in letzter Zeit jedoch wohl die Netflix-Serie *13 Reasons Why* auf sich. Einerseits für den Umgang mit den Beweggründen für Hannah Bakers Suizid gelobt, wird sie andererseits von vielen genau deshalb kritisiert. Nichtsdestotrotz sorgte die Serie dafür, dass das Thema in den Nachrichten wieder verstärkt vorkam. Und jüngst behandeln auch große Blockbusterfilme und Comicbook-Verfilmungen wie *Joker* das Thema psychische Gesundheit. Und das mit Erfolg: *Joker* ist bereits jetzt einer der erfolgreichsten Filme aller Zeiten. Man sieht, dass Bedarf vorhanden ist.

Doch an was liegt dieser (glückliche) Wandel? Es ist vermutlich nicht falsch anzunehmen, dass es unsere Generation ist, die bisher am aufgeklärtesten mit der Thematik umgeht und einen echten Diskurs sucht. Man will sich nicht mehr verstecken und durch eine Krankheit definieren lassen. Man will einfach man selbst sein und eine psychische Krankheit nicht zu einem großen Geheimnis machen. Da wir jetzt wissen, dass die Kunst das Leben und die Gesellschaft spiegelt, erklärt das auch, warum wir nun endlich realistische, ehrliche und angemessene Darstellungen von psychisch Erkrankten sehen.

Reden ist die beste Medizin

»Im guten wie im schlechten Sinne tragen Film und Fernsehen einen großen Teil dazu bei, wie die Öffentlichkeit psychisch Kranke und die, die sie behandeln, wahrnimmt«, meint der amerikanische Psychiater Steven Hyler. Sich öffnen, darüber reden und Rückhalt erfahren sind die besten Mittel, um mit psychischen Krankheiten positiv umzugehen. Die Krankheit macht einen nicht aus. Und genau das zeigt Kunst, die sich mit dem Thema beschäftigt.



Celina Ford (21) studiert Medienwissenschaft, Politikwissenschaft und Englische Sprachwissenschaft und findet, dass die Zeit der Stigmatisierung nun endlich aufhören muss.

ZUM VERSTÄNDNIS PSYCHISCHER STÖRUNGEN

Betroffene leiden nicht nur an ihrer Erkrankung, sondern auch unter Vorurteilen und dem mangelnden Verständnis anderer. Das Verständnis psychischer Störungen muss sich dringend noch weiter ändern.

Ein Aufklärungs- und Appellversuch.

Selten hat *Mental Health* eine derart große öffentliche Wahrnehmung erhalten wie heute. Aber gleichzeitig sind psychische Erkrankungen weiterhin mit erheblichen Unsicherheiten und Vorbehalten verbunden – und irgendwie ist es doch noch immer ein Tabuthema.

Psychische Gesundheit in der Öffentlichkeit

Am 10. November 2019 jährte sich der Todestag von Robert Enke, Torhüter von *Hannover 96* und der deutschen Nationalmannschaft, der wegen Depressionen Suizid begangen hatte, zum zehnten Mal. Das war der Anlass für zahlreiche Medienberichte, um an einen nationalen Profisportler zu erinnern. Dass sich eine Person zu einem solchen Schritt aufgrund der gravierenden Auswirkungen ihrer Krankheit entschieden hatte, löste damals große Bestürzung und Fassungslosigkeit in ganz Deutschland aus. Auch die Nachricht im Juli 2017, dass Chester Bennington – der Frontmann der Band *Linkin Park* – Suizid begangen hatte, war ein Schock für viele unserer Generation und zog wochenlange Betroffenheit nach sich.

Doch sollten wir uns der starken Einflüsse von psychischen Erkrankungen immer nur dann bewusst werden, wenn sie groß durch die Presse gehen? Für dieses Thema zu sensibilisieren sollte nicht nur dann wichtig sein, wenn die Krankheit mal wieder die Entscheidung einer prominenten Persönlichkeit als sichtbares Ergebnis hatte.

Die klassische Küchenpsychologie

Als Psychologiestudentin habe ich zugegebenermaßen vielleicht eine besondere Einstellung zu diesem Thema, doch in meinem Umfeld und auch generell fällt mir immer wieder auf, wie wenig Verständnis teilweise für psychische Probleme herrscht. Mit mehr oder weniger vorhandenem Halbwissen werfen manche mit umgangssprachlichen Etiketten wie »die ist doch schizophran«, »der hat 'nen Schlag« oder »der spinnt doch« um sich. Der Grund für jegliche Art des »nicht normalen« Verhal-

tens ist meistens schnell gefunden: »Der/Die will doch nur Aufmerksamkeit!«. Wahrer Empathiebolzen-Alarm! Körperliche Erkrankungen oder Leiden wie zum Beispiel Kopf- oder Bauchschmerzen erfahren mehr Verständnis oder Mitleid (»Du Arme/r«), weil sie sichtbar, messbar und aus eigener Erfahrung meist nachvollziehbar sind. Psychische Erkrankungen hingegen sind selten sichtbar oder nachempfindbar. Denn »ich bin auch manchmal depressiv« oder »hatte auch schon mal 'n bisschen Burnout«. Als Ergebnis erfährt man als Betroffene/r meist Ablehnung oder hört Phrasen wie »selbst Schuld«, »soll sich mal zusammenreißen«. Man wird abgestempelt mit dem Rat, dass man sich »nicht so anstellen soll«. Wow, wirklich hilfreiche Tipps, die so manche von sich geben. Vielen ist gar nicht klar, wie gut es ihnen geht, wenn ihnen nichts fehlt. Man kann wirklich froh und dankbar sein, wenn im eigenen Kopf alles »richtig« läuft, denn es ist gar nicht so selbstverständlich, dass man Herr seiner eigenen Gedanken ist.

Jede/r kann betroffen sein

Psychische Erkrankungen können sich grundsätzlich bei jedem Menschen entwickeln – sei es zum Beispiel aufgrund genetischer Veranlagung, traumatischer Erlebnisse oder sozialer Faktoren. Laut einer Studie zur Gesundheit Erwachsener in Deutschland und psychischer Störungen in der Allgemeinbevölkerung von Jacobi et al. (2014) und der *Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde e.V.* erfüllt jährlich jede/r vierte Erwachsene in Deutschland die Kriterien für eine voll ausgeprägte Erkrankung. Damit sind psychische Störungen genauso häufig vertreten wie andere Volkskrankheiten wie beispielsweise Bluthochdruck (Gesundheitsberichterstattung des Bundes, 2017). Allein an Depression erkrankt sind in Deutschland etwa vier Millionen Menschen – statistisch gesehen ist jede/r Fünfte im Laufe seines Lebens davon betroffen. Doch nicht nur Depression oder Burnout, sondern psychische Erkrankungen generell sind Volkskrankheiten.

STOP THE STIGMA

MENTAL-HEALTH PROBLEM

Was ist »normal« und was ist »krank«?

Diese Frage ist eines der zentralen Themen der Klinischen Psychologie und es gibt keine einheitliche Definition. Wittchen und Hoyer (2011) beschreiben »psychisch gesund« als »Menschen, die es schaffen, sich wechselnden Anforderungen und Herausforderungen anzupassen und den elementaren Funktionsaufgaben des Alltagslebens gerecht zu werden«. Werden die Fähigkeiten eines Menschen aber zu oft, zu lange und/oder zu massiv durch die psychischen Probleme beeinträchtigt, sodass es bei alltäglichen Anforderungen zu Hause oder bei der Arbeit zu Schwierigkeiten kommt, beziehungsweise wenn psychische oder Verhaltensprobleme die Person daran hindern, Ziele zu erreichen, oder wenn sie darunter »leiden«, spricht man von sogenannten psychischen Störungen. Psychische Erkrankungen gehen mit Veränderungen des Denkens und Fühlens, der Wahrnehmung oder auch des Gedächtnisses und des Verhaltens einher. Dies hat Auswirkungen auf praktisch alle Lebensbereiche der Betroffenen. Da die typische Krankenrolle aber eher den akuten körperlichen Erkrankungen zukommt, herrscht bei vielen psychisch Kranken Widerwillen dagegen, diese Rolle einzunehmen. Denn diese ist oftmals mit Stigmatisierung verbunden. Durch die gesellschaftliche Stigmatisierung übertragen sich die Vorurteile über die Krankheit wiederum auf die Betroffenen, die es folglich umso schwerer haben, offen mit ihrer Erkrankung umzugehen und Hilfe in Anspruch zu nehmen. Manche psychologischen Theorien gehen davon aus, dass die Stigmatisierung zur Auf-

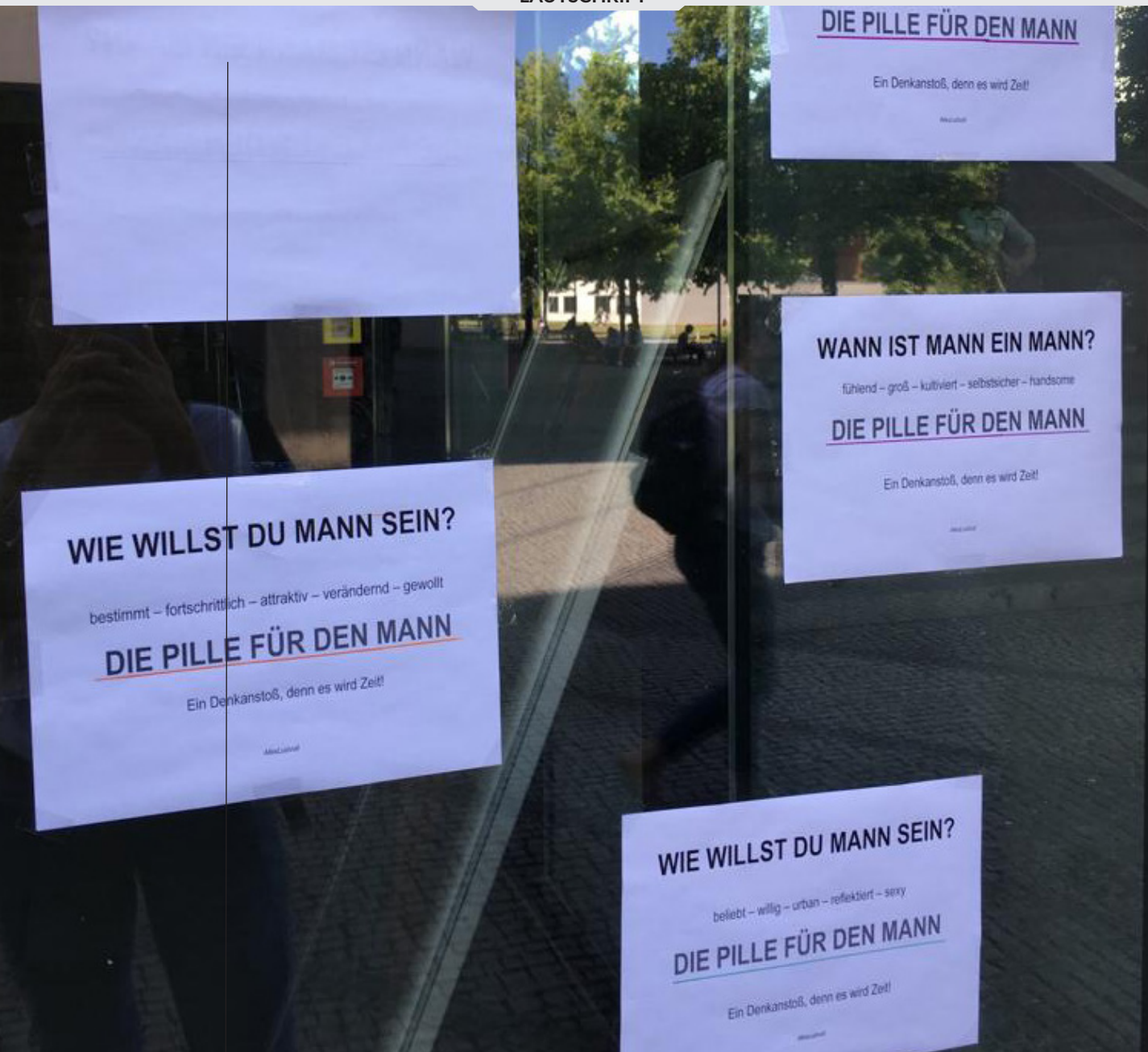
rechterhaltung und Verstärkung der Störung beiträgt: Wer als psychisch krank diagnostiziert wird, erwartet also, von anderen Menschen abgewertet zu werden. Diese Erwartung wirkt wie eine selbsterfüllende Prophezeiung.

Was will ich damit nun sagen?

Nicht die Krankheiten sind häufiger geworden, sondern die Suche nach Hilfe bei Problemen hat deutlich zugenommen. Und das ist gut so. Psychische Erkrankungen haben nichts mit Schwäche, mangelnder Selbstkontrolle oder Überempfindlichkeit zu tun, sondern sind wie körperliche Beschwerden eine Krankheit, die man behandeln kann. Doch das haben viele noch nicht verstanden. Ja, es hat sich (zum Glück!) schon etwas getan, aber bei Weitem nicht genug. Deshalb: Packt euch mal an die eigene Nase, überdenkt euren eigenen Umgang und eure Einstellung, seid etwas toleranter und offener. Denn jeder steht in der Verantwortung und jeden kann es betreffen.



Laura Hiendl (24) studiert Psychologie und Kriminologie im Master und musste das nach zahlreichen verkniffenen Diskussionen endlich mal loswerden.



»DIE PILLE FÜR DEN MANN«

Vor ein paar Monaten lief ich über den Uni-Campus und blieb mit meinem Blick an der PT Cafete hängen. Genauer gesagt zogen bedruckte Plakate meine Aufmerksamkeit auf sich, die rund um die Außenwände der gläsernen Cafete angebracht waren. Bei näherem Hinsehen sah ich, dass es um einen Denkanstoß zur »Pille für den Mann« ging. Diese Aktion fand ich gut, denn auch ich beschäftige mich als 22-jährige Frau nun schon seit einiger Zeit mit hormoneller Verhütung.

Seit Jahrzehnten verhüten Frauen verschiedener Altersgruppen bereits hormonell. Ob Antibabypille, Nuvaring oder Hormonspirale, die Medizin bietet heutzutage die unterschiedlichsten Möglichkeiten für Frauen, eine ungewollte Schwangerschaft zu verhindern.

Doch bei all diesen Möglichkeiten – welche einen großen Schritt in Richtung Emanzipation und Selbstbestimmtheit für die Frauen gebracht haben – bleibt die hormonelle Verhütung für Männer bisher völlig aus. Recherchiert man online zu diesem Thema, so liest man oft Sätze wie »Die Pille für den Mann steht kurz vor der Freigabe«, doch faktisch hört man dann gar nichts mehr davon.

Natürlich muss bedacht werden, dass es medizinisch gesehen deutlich einfacher ist, eine Schwangerschaft auf Seite der Frau zu verhindern, als dies beim Mann zu erreichen. Somit hängt der niedrige Forschungserfolg wohl auch damit zusammen, dass bei Frauen lediglich eine Eizelle »gestoppt« werden muss, während es bei Männern nötig ist, Millionen von Spermien unfruchtbar zu machen.

Doch was ich als irritierend empfinde und was erst bei weiterer Recherche deutlich wird: Es gibt durchaus verschiedene Möglichkeiten für Männer, selbst mit Hormonen zu verhüten – doch die sollen nicht in nächster Zeit auf den Markt kommen. Der Grund dafür sind zu befürchtende Nebenwirkungen wie Stimmungsschwankungen, sexuelle Unlust oder Gewichtszunahme.

Liest man sich den Beipackzettel einer herkömmlichen Antibabypille durch, so sind hier exakt die gleichen Nebenwirkungen zu finden, gefolgt von möglichen Beschwerden wie Akne, auftretenden Zysten bis hin zu Thrombosen oder sogar Tumoren.

Natürlich soll das nicht heißen, dass eine Pille für den Mann nicht ausreichend erforscht werden soll beziehungsweise schwerwiegende Risiken billigend in Kauf genommen werden dürfen. Doch aufgrund persönlicher Erfahrungen in meinem Umfeld weiß ich, wie viele junge Frauen an Nebenwirkungen der Pille oder des Nuvarings leiden.

Um nur ein Beispiel zu nennen: Zwei meiner engen Freundinnen haben letztes Jahr mit genau einem Monat zeitlichen Abstands begonnen, den Nuvaring zu verwenden. Ab dem Zeitpunkt der ersten Anwendung traten bei beiden jeweils gleiche Verstimmungen auf. Beide Freundinnen fühlten sich ohne ersichtlichen Grund oft traurig und bedrückt und reagierten ungewohnt emotional auf Kleinigkeiten. »Alltäglicher Stress« wie Abgaben in der Uni oder auch kleine Meinungsverschiedenheiten unter Freunden wurden als erdrückend eingeschätzt und es fiel ihnen schwerer, damit umzugehen. Drei Monate nach Verwendungsbeginn des Verhütungsmittels merkten beide dann unabhängig voneinander erneut das Gleiche – der Hormonhaushalt schien ausgeglichener zu sein, sie fühlten sich wieder glücklicher und vor allem mehr wie sie selbst. Natürlich kann man argumentieren, dass solche Stimmungsschwankungen auch ohne Einnahme von Hormonen vorkommen und deshalb nicht zwangsweise damit in Verbindung gebracht werden müssen. Doch die erlebten »Symptome« werden von vielen Frauen als Nebenwirkungen beschrieben.

Gerade ein nicht begründbares Gefühl von Traurigkeit bis hin zu einer depressiven Verstimmung tritt in Kombination mit hormoneller Verhütung deutlich häufiger auf, als es Vielen bewusst ist. Oft hält dies außerdem deutlich länger als drei Monate an. Aus diesem Grund sehe

ich hier den Bedarf, die Forschung in diesem Bereich – auf Seiten der Frauen, vor allem aber auf Seiten der Männer – schneller voran zu treiben und somit mehr Gleichberechtigung auch beim Thema Verhütung zu schaffen.

Und nicht nur an die Forschung, sondern auch an die Marketingindustrie muss hierbei appelliert werden. Die hormonelle Verhütung für den Mann würde nach erstem Empfinden nämlich bereits daran scheitern, dass die Pille seit Jahren ein mit Frauen assoziiertes Medikament ist. Im Marketingbereich müsste somit zunächst ein Umdenken hin zum selbstbestimmten Mann stattfinden, der seine Fruchtbarkeit eigens steuern kann und somit auch freier in seiner Sexualität ist.

Ich bin der Meinung, dass es wichtig ist, sich stets in Erinnerung zu rufen, dass Frauen neben all den positiven Faktoren, die eine Pille mit sich bringt, durchaus Risiken in Kauf nehmen, welche nicht für selbstverständlich gehalten werden dürfen. Durch stetige Denkanstöße, eine kontinuierliche Forschung sowie ein ausgewogenes In-Kauf-Nehmen von Risiken könnte es auch für Männer bald alternative Verhütungsmethoden geben und Verhütung wäre somit endlich klar Frauen- und Männersache.



Marlene Grimberg (22) studiert Medien-, Kultur- und Englische Sprachwissenschaft und empfand es während der Recherche als relevant, sich auch mit der männlichen Seite über deren Sorgen und ihr Unwohlsein bezüglich hormoneller Verhütung zu unterhalten.

30 JAHRE MAUERFALL – EIN SEGMENT PERSÖNLICHER GESCHICHTE

Am 9. November 1989 fiel die Berliner Mauer, ein historischer Tag. Ein Zusammenführen zweier verschiedener politischer Systeme, das viele persönliche Geschichten durcheinander wirbelte und für viele eine neue Lebensrichtung eröffnete. Ein Gespräch mit einer zur Zeiten des Mauerfalls 25 Jahre jungen Grundschullehrerin in Leipzig. Geboren wurde sie in Ostberlin, aufgewachsen ist sie in Strausberg, studiert hat sie in Dresden, Erdkunde und Russisch auf Lehramt.

Aus verschiedenen Gründen nennen wir keine Namen.

Du bist in der DDR geboren, dort aufgewachsen und hast die Wende miterlebt. Kam der Fall der Berliner Mauer für Dich überraschend, oder hast du innerlich gehahnt, dass sich bald etwas verändern würde?

Der Mauerfall kam total überraschend; mein Freundes- und Bekanntenkreis hat überhaupt nicht damit gerechnet. Es ging uns nie konkret darum, dass die Mauer fallen muss. Es ging eher darum, dass sich das System totgefahren hatte. Es hing uns allen zum Hals raus! Der Fall der Mauer war ein klarer, aber positiver Schock.

Erzähl mir doch von Deinem 9. November '89. Wie hast Du den Tag in Erinnerung?

Wenn ich an diesen Tag zurückdenke, erinnere ich mich an einen kalten November. Daran, dass wir keine Telefone besaßen und die Grenzen geöffnet wurden. Ich war in Leipzig Lehrerin an einer Oberschule und konnte die Infos aus dem Radio erst am darauffolgenden Morgen glauben – im Austausch mit anderen. Ich war geschockt, in mir spürte ich eine Mischung aus Freude, Angst und Panik. Ich bin dann am Wochenende drauf nach Berlin gefahren – nach Westberlin. Mit meinen Freunden habe ich mir das Begrüßungsgeld in Wedding abgeholt und bin direkt zum Ku'damm. Im *KaDeWe* erlebte ich dann einen wahren Kulturschock – dieser ganze Überfluss, der auch heute noch so augenscheinlich ist, den gab es damals schon.

Inwieweit hat die Wiedervereinigung beider Länder in Deinem persönlichen Alltag eine Rolle gespielt? Hat Dir die Einigung beruflich und persönlich eher zugesetzt oder hat dir diese Entwicklung Positives gebracht?

Ich bin da eine Ausnahme – als Eine, die aus dem Osten kommt. Ich habe das aufregende, junge Leben ge-

lebt und Reisen als etwas Großartiges empfinden dürfen. In Westberlin habe ich einen Typen kennengelernt – meinen heutiger Ehemann. Mein Freundeskreis ist größtenteils aus dem Westen. Ich wollte immer nach Berlin – dann lebte ich endlich in Prenzlauer Berg. Eine bereichernde Vermischung aus Ausgehen und null Berührungängsten. Aber nicht allen aus dem Osten geht es so wie mir. In Ostberlin gab es einen wahnsinnigen Lehrerüberhang, viele hatten Schiss und Angst und wurden einfach hingengelassen.

Wie verhält es sich innerlich bei Dir, wenn Du siehst, wie die ehemaligen BerlinerInnen »Ostviertel« immer weiter gentrifiziert werden und zu schicken Hipster-Vierteln mutieren?

Also, wir Berliner machen uns natürlich hauptsächlich über die Schwaben lustig, die sich Prenzlauer Berg unter den Nagel reißen. Dieses »Schickimicki-Gehabe« ist schade. Unglaublich viele Clubs, in denen ich damals so fröhlich tanzen durfte, schließen heute. So viel Ruhestörung, über die geklagt wird. Das macht mich schon wütend. Das hat aber nichts mit mir als »Ossi« zu tun, mein Mann (der »Wessi«) findet das genauso ätzend! Wie kann man denn irgendwo zuziehen und das kulturelle Treiben so bewusst zerstören?

Wie schätzt Du persönlich die aktuellen politischen Ereignisse ein, die sich zwischen dem vergangenen »Ost und West« abspielen? Empfindest Du den akuten Unterschied beider Seiten als überwunden oder glaubst Du, dass wir auch heute noch um Einheit kämpfen?

Da ist noch nichts überwunden. Da gibt es natürlich eine unheimlich aufgeputzte mediale Darstellung. Es ist absolut peinlich, zu sehen, wie in alten Ostländern die *AfD* an Stimmen gewinnt. Was aber zu wenig in den



Medien auftaucht, ist, dass es trotz allem auch dort nicht nur Nazis und Hartz-IV-Empfänger gibt. Trotzdem schätzen es viele Leute aus dem Osten auch heute noch nicht wert, was sich alles seit der Wende zum Positiven hin verändert hat: Es wurde viel gemacht und trotzdem meckert es aus allen Ecken. Meine Bekannten, die aus dem Osten kommen, sind keine Meckerer. Ihr müsst euch das aber mal vorstellen: Du bist 25 Jahre alt, als die Mauer fällt, und auf einmal völlig verunsichert von einem komplett neuen System. Du bist eigentlich erwachsen, aber total aufgeschmissen. Ich hatte Glück und Unterstützung, sonst hätte ich mich genauso durchbeißen müssen – ohne Hilfe.

Du kriegst mit, wie aktuell hitzige Debatten über den hingengelassenen ›Osten‹ geführt werden. In Bayern regen sich tatsächlich heute noch Menschen über das damalige Begrüßungsgeld für die ›Ossis‹ auf – das sei zu viel gewesen. Wie fühlst Du dich, wenn Du das mitbekommst und wie reagierst Du darauf?

Unmöglich! Die DDR-Mark war nichts mehr wert, sobald die Grenzen offen waren. Das Geld, was sich einige erarbeitet und angespart hatten, war von heut' auf morgen nur noch ein Viertel von dem, was es einst war. Wir bekamen 100 D-Mark und ich kaufte mir ein Paar Jeans und ging einen Abend aus. Das konnte die BRD gut aushalten.

Du bist heute Grundschullehrerin an einer Kreuzberger Schule. Empfindest Du die geschichtliche Aufarbeitung dieser vergangenen geteilten Zeit als angemessen und genügend? Wissen die heranwachsenden Generationen Y und Z genug, um dieses historische Ereignis angebracht in der Zukunft zu behandeln?

Das ist natürlich von Lehrer zu Lehrer unterschiedlich. Ich unterrichte momentan eine vierte Klasse, mit Kindern aus Ost und West – eine geniale Mischung. Wir machen Exkursionen zu all den Sehenswürdigkeiten, die Berlin diesbezüglich zu bieten hat. Wir arbeiten die Geschichte Berlins Stück für Stück auf. Ich erinnere mich gern an den Sommer '90. Ich reiste nach England und stieß auf so viel Desinteresse und Ignoranz gegenüber dem Osten. Ich wurde angestarrt wie im Zoo und niemand sah es als notwendig an, mal in den ehemaligen Osten zu fahren. Berlin ist da heute zum Glück ein offener Ort, in dem sich Vorurteile aufheben. Das ist aber deutschlandweit definitiv nicht der Fall, das scheint sich nicht geändert zu haben.

Willst Du den jungen LeserInnen etwas mitgeben, worauf sie in ihrer Generation achten können, damit sie sensibel miteinander umgehen und aus den vergangenen Fehlern lernen?

Seid interessiert! Schaut euch den Osten mal an und lernt die Menschen kennen. Meine Kinder sind zum Glück so aufgewachsen und damit groß geworden, dass Ost und West eine Selbstverständlichkeit und kein Unterschied ist. Ich wünsche das allen anderen auch. Wer von Euch noch nie im ehemaligen Osten war – seid offen und fahrt doch sogar mal bis nach Polen!



Paula Boden (21) studiert Politikwissenschaft, Öffentliches Recht und Kulturwissenschaft und erlebte während des Telefoninterviews mit ihrer Gesprächspartnerin den ruppigen Berliner Dialekt als heimwehweckend und melancholisch.

Vor zwei Semestern haben wir in unserer Ausgabe über die Möglichkeit der Stammzellenspende über die DKMS geschrieben. Eine unserer Redakteurinnen ist seit Kurzem nun tatsächlich Stammzellenspenderin.

STÄBCHEN REIN — UND DANN?



Der Slogan der DKMS dürfte allen bekannt sein: »Stäbchen rein, Spender sein«. Das klingt sehr nett und unglaublich simpel; für die meisten potenziellen SpenderInnen stimmt der Spruch auch. Denn nur fünf Prozent der neu registrierten Spendewilligen werden im Laufe der nächsten zehn Jahre zur Spende aufgerufen, schreibt die DKMS auf ihrer Webseite. Natürlich steckt noch viel mehr dahinter, wenn es wirklich ernst wird – das habe ich vor ein paar Monaten selbst erfahren.

Ich wurde etwa ein halbes Jahr nach meiner Registrierung im Dezember 2018 kontaktiert. Die Wahrscheinlichkeit für eine Spendenanfrage innerhalb eines Jahres liegt laut der DKMS sogar bei nur einem Prozent. Überraschend kam das für mich auf jeden Fall – meine neue Adresse hatte ich auch noch nicht mitgeteilt und daher landete das an mich adressierte Paket auch erst einmal bei meinen Eltern in der Heimat. Beim nächsten Versuch fand es dann doch den Weg zu mir. Das Päckchen enthielt ein Blutentnahmeset mit samt Umschlägen für den Rückversand. Denn bei dem »Wattestäbchen-Test«, also der Registrierung, werden nur die sogenannten Gewebemerkmale untersucht, die ausschlaggebend für die Typisierung sind. Blutwerte werden allerdings nicht erhoben. Um diese erste Typisierung zu bestätigen und die benötigten Blutwerte zu ermitteln, bekommt man als potenziell passende/r KandidatIn also dieses Paket zugesendet.

Für mich stand sofort fest: Ich will helfen

Zu diesem Zeitpunkt, als ich dieses Päckchen in den Händen hielt, stand erst einmal ein Telefonat mit einer Mitarbeiterin der *DKMS* an, die mich zunächst fragte, ob ich mir eine Spende vorstellen könne. Zu Beginn ist noch nicht klar, ob man als SpenderIn wirklich so gut passt und wer überhaupt die erkrankte Person ist, für die gespendet werden soll. Darum soll es aber auch nicht gehen. Bei diesem Gespräch wird der/die potenzielle SpenderIn selbst erst einmal über das Konzept Stammzellspende informiert, denn wahrscheinlich wissen die wenigsten genau, was nach dem »Stäbchen rein« noch alles so passiert – mich mit eingeschlossen. Sicherlich kann man sich diese Entscheidung für oder gegen eine Spende auch noch einmal durch den Kopf gehen lassen, wenn man sie nicht gleich treffen möchte. Für mich stand aber direkt fest: Ich will helfen.

Als potenzielle Spenderin hatte ich einen sehr positiven Eindruck, nicht nur von diesem ersten Telefonat, sondern auch von allen darauffolgenden Kontakten mit der *DKMS*. Ich fühlte mich gut beraten durch die Mitarbeiterin, der ich alle Fragen stellen konnte, die mir in den Kopf kamen. Auch die sehr herzliche und zuvorkommende Art der KoordinatorInnen machte mir die Entscheidung für diese Spende leicht. Denn als SpenderIn wird man keinesfalls nur als Quelle für Stammzellen wahrgenommen, im Gegenteil: Auf persönliche Fragen, Einschränkungen, Vorlieben und dergleichen wird so gut es geht eingegangen, um die Umstände für den/die SpenderIn so klein wie möglich zu halten. Der SpenderInnen-Gesundheitscheck hat dabei nach meiner Erfahrung einen mindestens so hohen Stellenwert wie die Ermittlung der »Matches« zwischen PatientIn und SpenderIn.

Besonders wichtig: Der Gesundheits-Check des Spendenden

Gesundheitlich wurde ich nämlich nicht nur mithilfe der Blutprobe untersucht; unter anderem füllte ich auch einen Online-Fragebogen aus, in dem ich ausführlich zu bestehenden Krankheiten, Allergien und Ähnlichem befragt wurde. Dieser Fragebogen wurde von einem Partnerlabor ausgewertet, das mich später auch noch einmal telefonisch für Nachfragen kontaktierte. Insgesamt wurde mir immer mit viel Aufmerksamkeit begegnet, was bei einem medizinischen Eingriff auch nur wünschenswert ist.

Nach etwa zwei Wochen hatte die Analyse meiner Blutwerte und der Gesundheitsangaben ergeben, dass ich die passende Spenderin für den/die PatientIn bin. Das freute mich sehr, denn im Vorhinein hatte die *DKMS* mehrmals betont, dass es ein dringender Fall sei. Nun stand auch fest, dass es für mich (wie für 80 Prozent der SpenderInnen) eine periphere Stammzellspende werden würde. Das ist sozusagen eine lange Blutspende mit dem Unterschied, dass der Spendende fast das ganze Blut wieder-



Selina am Tag der Spende.

bekommt, minus die herausgefilterten Stammzellen natürlich. Zuvor musste ich allerdings noch persönlich zu einer genaueren Voruntersuchung in die Spendeklinik fahren. Die anfallenden Reise- und Übernachtungskosten trägt dabei immer die Krankenkasse des/r PatientIn, genau wie bei der Spende selbst. Hierbei sind es sogar zwei Übernachtungen, denn bei einer peripheren Stammzellspende kann es passieren, dass die Menge der gesammelten Zellen an einem Tag nicht ausreicht und daher am Folgetag eine zweite Entnahme nötig ist. Aber keine Sorge – SpenderInnen sind maximal fünf Stunden am Stück und pro Tag am Separationsgerät. Das ist zwar nicht ganz angenehm, aber definitiv machbar.

Schnitzeljagd in der Klinik

Die Voruntersuchung in der Klinik gestaltete sich ähnlich einer Schnitzeljagd. Am Empfang bekam ich einen Lageplan des Klinikums, worauf die einzelnen Stationen vermerkt waren. Über insgesamt etwa drei Stunden wurde ich wirklich von oben bis unten gründlichst durchgecheckt. Neben einer erneuten Blutentnahme für ein großes Blutbild wurden auch meine Bauchorgane per Ultraschall untersucht und vermessen, es wurde ein Ruhe-EKG angefertigt und am Ende meiner Tour durfte ich mir den Separationsraum ansehen, in dem ich dann

zwei Wochen später selbst sitzen würde. Im Anschluss wurde ich zudem durch einen Arzt befragt und noch einmal ganz konkret über die Funktionsweise der peripheren Stammzellentnahme informiert. Abschließend bekam ich das Medikament G-CSF überreicht, das die vermehrte Produktion von Stammzellen in meinem Körper auslösen würde. Mit neun Packungen davon verließ ich schließlich die Klinik.

Die Untersuchungen waren optimal verlaufen, die Vorbereitungen konnten also losgehen. Für mich bedeutete das, mir über viereinhalb Tage das Medikament zweimal täglich in die Bauchfalte zu spritzen. Das war zwar anfangs sehr ungewohnt und ich war ehrlich gesagt auch ziemlich aufgeregt, da ich mir noch nie selbst eine Spritze gesetzt hatte, aber nach ein paar Mal kommt eine gewisse Routine auf. Von der Wirkung des Medikaments bekam ich zum Glück nicht sehr viel mit. Ich fühlte ich mich lediglich etwas angeschlagen und körperlich weniger fit; dazu kamen gelegentliche leichte Gliederschmerzen, die aber nie lange anhielten. Damit war ich noch glimpflich davongekommen, denn starke Kopf- und Gliederschmerzen scheinen wohl nicht unüblich zu sein. Das passende Schmerzmittel zumindest wurde mir direkt und ohne Nachfrage mitgegeben. Alles in allem ging es mir aber gut und ich konnte meinen Alltag frei gestalten. Sport war auch erlaubt, wenn kein erhöhtes Verletzungsrisiko besteht, wie etwa Joggen oder Schwimmen. Wirklich danach zumute war mir aber nicht, weil ich mich dennoch körperlich nicht richtig fit fühlte.



Selina Roos (22) studiert Deutsch-Französische Studien und findet die Bezeichnung »Heldin« für den geringen Aufwand der Spende zwar ein wenig übertrieben, freut sich aber sehr über die verdiente Anerkennung, die SpenderInnen wie ihr entgegengebracht wird.

Fünf Stunden Spende vergehen schnell: mit Filmen, Lesen oder Musik

Dann kam der Tag der Spende. Am Vorabend reiste ich mit einer guten Freundin an, die ich als Begleitperson mitnehmen durfte. Wie schon zwei Wochen zuvor wurden wir auch am Tag der Spende sehr herzlich empfangen. Die Spende selbst verlief recht unspektakulär. Mir wurden rechts und links in die Armbeuge jeweils ein Zugang gelegt, womit ich an den Stammzellenseparator angeschlossen war. Mein Kreislauf war einfach ein wenig erweitert worden: Rechts ging es in die Maschine und links bekam ich das Blut ohne Stammzellen wieder zurück. Wichtig zu wissen ist hier, dass einem nach der Spende nicht irgendwo Stammzellen fehlen. Nach der vermehrten Produktion von Stammzellen durch G-CSF schwimmen am Ende mehr davon im Blut als benötigt, daher wird bei der Spende nur der Überschuss abgeschöpft. Die fünf Stunden vergingen schließlich schneller als gedacht. Die Zeit konnte man sich ziemlich gut vertreiben: mit der Filmsammlung, Lesen oder Musikhören zum Beispiel. Bei mir persönlich waren die fünf Stunden tatsächlich auch nötig, aber zu einem zweiten Entnahmeternin kam es nicht. Darüber war ich sehr froh, denn auch, wenn die Spende an sich nicht schmerzhaft ist, liegt man stundenlang mit zwei Nadeln in den Armen herum und kann sich nicht viel bewegen. Dass einem direkt am nächsten Tag noch einmal solche Zugänge gelegt werden müssten, ist verständlicherweise dann das Letzte, worauf man Lust hätte.

Trotz dieser recht geringen Unannehmlichkeiten bin ich sehr froh, die Spende gemacht zu haben. Als SpenderIn wird man nicht nur von oben bis unten durchgecheckt, man gibt auch mit überschaubarem Aufwand einer schwer erkrankten Person eine Chance auf Heilung. Ob »meine« Patientin durch meine Spende wirklich gesund werden wird, weiß ich noch nicht. Vor der Spende wurde mir zwar gesagt, dass es dringend sei, aber auch, dass die Gewebemerkmale besonders gut passten. Nun ist das alles schon einige Monate her. Vor wenigen Wochen erreichte mich ein Dankeschön-Paket der Patientin über die DKMS und ich hoffe, das heißt, dass es ihr schon etwas besser geht.

Wenn ihr weitere Informationen sucht und/oder SpenderIn werden wollt, könnt ihr das auf www.dkms.de/.

Schreibwerkstatt

EIN KLEINER SCHRITT

von Amelie Schmid

Ein wenig ist Weihnachtsmarkt wie ein anderer Planet. Die Stadt – das Weltall, die Lichter – die Sterne. Wir fliegen dazwischen hindurch und erblicken den Zielplaneten. Landung in drei, zwei, eins ... Justus neben mir, Pudelmütze, Daunenjacke und Handschuhe sein Raumanzug. Er grinst mich an, sein lockiges Haar unter der Mütze kaum zu sehen, seine Nase rot vor Kälte. Vielleicht sind seine Augen ja auch Sterne. Ich greife nach seiner Hand und gemeinsam landen wir. Ein kleiner Schritt für zwei Menschen. Der Planet ist bewohnt, außerirdische Lebensformen überall. Sie nehmen Nahrung auf und unterhalten sich. Manche halten sich an den Händen, wie wir. Doch sie sehen uns schon so an, ich weiß, sie wissen, wir sind nicht wie sie. Egal, denke ich mir, der extraterrestrische Glühwein sieht gut aus. Ich kaufe Justus und mir zwei. Die Wärme kriecht durch meine Nase in mein Hirn, dann verbrenne ich mir die Zunge. »Lecker!«, lüge ich. Geschmeckt habe ich nur Schmerz. Besser als Astronautennahrung. Die Gravitation des Planeten ist niedrig, wir schweben. Vielleicht liegt es an ihm, der mit einer Hand den Glühwein, mit der anderen meine Hand hält und in dessen Augen die Weihnachtslichter glänzen. Er betrachtet die Umgebung mit kindlichem Glück. An einem Stand steht eine einheimische Mutter mit ihrem Kind, das in seiner Daunenjacke verschwindet und aussieht wie ein Marshmallow. Es zeigt mit seinem dick verpackten Arm auf uns und die Mutter dreht sich um, ihr Blick trifft meinen, kälter als die Winterluft. Sie schiebt ihr Kind fort. Justus merkt es nicht, stattdessen lenkt er uns zu einem anderen Stand. »Guck, die Weihnachtskugeln! Wie viele hast du letztes Jahr fallen gelassen?« Ich murmele etwas und trin-

ke schnell vom Glühwein, der immer noch nach Luft schmeckt. »Was hast du gesagt?« »Drei. Aber die Katze hat sechs kaputt gemacht.« »Na, umso mehr brauchen wir! Such' dir welche aus!« Ich betrachte die Kugeln. Sie glitzern bunt, Schätze gefunden in einer fremden Welt. Ich entdecke eine Farbe, die mir gefällt, will mich zu ihm umdrehen, doch er ist zu einem anderen Stand gelaufen und unterhält sich angeregt mit einem Verkäufer. Ich seufze und krame nach meinem Geldbeutel. Die Verkäuferin gibt das Wechselgeld raus, ihr Lächeln gibt sich Mühe, ihre Augen zu erreichen, schafft es aber nicht. »War das ihr Bruder?«, fragt sie. Wow, denke ich mir, Aliens kennen sich mit Höflichkeit nicht aus. »Nein. Wir sind seit drei Jahren zusammen.« Sie lächelt nicht mehr. »Seit zwei leben wir zusammen.« Sie lächelt nicht. »Wir haben uns sogar hier kennengelernt.« Sie lächelt nicht. »Auf diesem Weihnachtsmarkt.« Sie lächelt nicht, aber sie sagt auch nichts. Ich verabschiede mich und laufe zu Justus, der bis über beide Ohren strahlt. »Warte noch kurz! Vertrau mir!« Ich lege meine Hand wieder in seine, wo sie hingehört. Der Stand ist voller nutzloser, schöner Dinge, wie er sie liebt. Während ich warte, trinke ich den Glühwein aus, den ich inzwischen auch schmecken kann. Fruchtig und süß. »Fertig«, sagt da der Verkäufer zu Justus. Er klatscht in die Hände und zahlt, dann überreicht er mir etwas, ganz vorsichtig, als ob es das Wichtigste der Welt wäre. Ich betrachte es: ein Lederarmband, elegant, in der Mitte eingefasst ein Ring aus Metall. Darauf graviert, in kleinen Lettern: »Justus und Julius« Es ist schwer, sein Strahlen nicht zu kopieren. »Es ist perfekt. Danke, Justus.« Wir führen den Weltraumspaziergang fort, zwei Astronauten mit Lichtjahren vor sich.

In der Schreibwerkstatt verfassen Studierende der Uni bei Professor Jürgen Daiber Kurzgeschichten und Prosa. Sie veröffentlichen Texte in der Lautschrift und tragen am Semesterende ihre Texte bei einer öffentlichen Lesung vor.

DIE ZWEITE CHANCE

Eine Kurzgeschichte

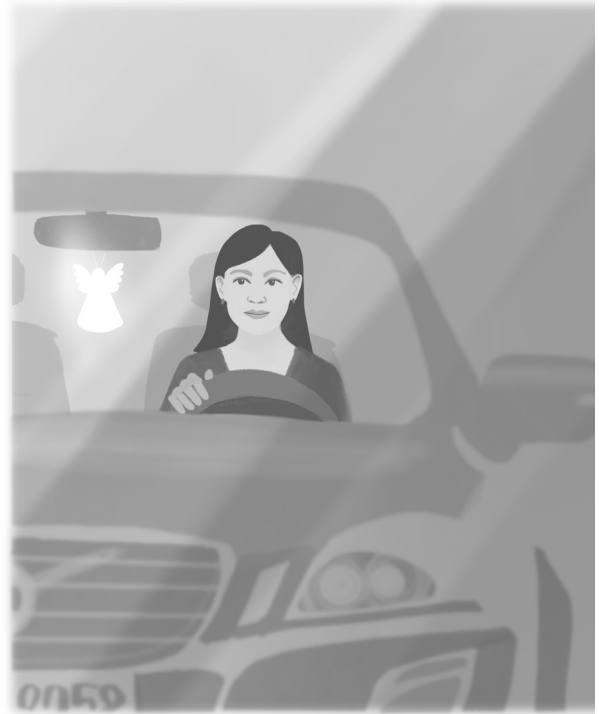


von Kati Auerswald

Was für ein eiskalter Winter. Immer wieder schüttelte ich meine Schultern, in der Hoffnung, doch noch etwas Wärme aus den Tiefen meines Inneren ziehen zu können. Irgendeine Form von Energie vielleicht. Es war schon sehr spät. Ungeduldig tippte ich mit beiden Zeigefingern auf das Lenkrad meines kleinen roten *Volvo*. Eigentlich wollte ich zuhause sein, bevor es stockdunkel ist. Das hatte ich auch meiner Familie so gesagt. Doch dann hatte meine Mutter doch so auf mich eingeredet, dass ich mich fast schlecht fühlte, überhaupt erst den Gedanken gehabt zu haben, früher loszufahren. Es sei ja nur einmal im Jahr Weihnachten und nur da kommt die ganze Familie zusammen. Ich gestehe ja, dass ich immer so viel zu tun habe, dass ich es oft nicht schaffte, mein Elternhaus zu besuchen. Aber mit fast nie hatte meine Mutter schon etwas übertrieben – was sie nur allzu gerne tat. Mütter eben. Hier war ich also. In meinem *Volvo*. Auf dem Heimweg. Nach den Weihnachtstagen. In der Dunkelheit, die von bunten Ampeln, Straßenbeleuchtungen und Autoscheinwerfern so beleuchtet war, dass sie schon wieder künstlich erzeugt aussah. An der nächsten roten Ampel warf ich einen Blick in das Auto neben mir; ein dunkler *BMW*. Selbst in dem schwachen Licht konnte ich den jungen Mann mit seinem weißen Hemd und dem dazu passenden Jackett erkennen. Auch sonst wirkte er sehr gepflegt und herausgeputzt, als würde er gerade von einem Geschäftsessen kommen, was ja durchaus sein konnte. Als die Ampel auf Grün sprang, fuhr ich langsam an, sah kurz zum *BMW*-Fahrer, der es ebenfalls nicht eilig zu haben schien. Ich richtete den Blick wieder auf meine Fahrbahn. Das nächste was meine Augen sahen, war ein hoher Kombi, der mit rasanter Geschwindigkeit direkt auf mich zusteuerte. Wie aus weiter Entfernung nahm ich das dumpfe Geräusch von schmetterndem Metall wahr.

Es spielte sich direkt vor mir ab, doch das bekam ich nicht mehr mit. Denn plötzlich saß ich wieder neben dem Weihnachtsbaum, der sich prunkvoll im Wohnzimmer meiner Familie präsentierte. Als ich aufsaß, stand meine Oma vor mir. Sie sah mich fragend an. Ich sah sie fragend an. Sie starb vor drei Wochen. Nur zwei Wochen bevor mein Vater starb – an derselben Tumorart, der genetisch bedingt war. Es war fast so, als hätten sie sich abgesprochen. Nur dass es meinen Vater im Vergleich zu meiner Oma viel zu früh aus dem Leben gerissen hat. »Schätzchen, was hast du denn?« Allein vom Klang ihrer Stimme schnürte sich mein Hals zu. Ihre sanfte, beruhigende Art. Ich vermisste sie so sehr. Genauso wie meinen Vater, auch wenn ich keine so starke Verbindung zu ihm hatte. Ich schüttelte den Kopf. »Bin ich ... tot?« Ich fand, dass sich meine Stimme fremd anhörte – so gar nicht wie ich. Und zugleich albern. »Denkst du, dass du es bist?«, entgegnete meine Oma. »Spielt es eine Rolle, was ich denke?«, schnappte ich fast zurück. Ich hatte nicht beabsichtigt, harsch zu antworten. Es tat nur weh, sie zu sehen. Es erinnerte mich an das traurige Weihnachtsfest, von dem ich gerade kam. »Du kannst unmöglich real sein.« »Macht das einen Unterschied, Kleine?« Ich grinste. Egal wie alt ich war, ich war immer ihre Kleine. »Seit du und Papa gegangen seid, ist alles anders. Weihnachten war anders. Mum ist fast durchgedreht. Tim hat die ganze Zeit ein böses Gesicht gezogen und Tina nur geweint. Dass ihr einfach so gegangen seid; das ist nicht fair.« Gewohnt, die große Schwester zu spielen, versuchte ich stark zu klingen. Ehrlich und stark. Meine Oma zog eine Augenbraue nach oben. »Fair? Sag mir, Vera, wann denkst du, war das Leben fair zu dir?« Sie sprach jetzt das erste Mal meinen Namen aus. Sie wollte, dass ich nachdachte. Also tat ich es. Ich durchforstete mein eigenes Leben nach Erinnerungen in Form von Bil-

dern, die von entsprechenden Emotionen begleitet wurden. Was ich sah, war mein extremer Ehrgeiz, den ich all die Jahre auf meine Karriere angewandt hatte. Es war mein Vater, der mich immer ermutigt und mir gesagt hatte, ich würde alles bekommen, was ich mir immer erträumt hatte, wenn ich nur hart genug dafür arbeiten würde. Also arbeitete ich. Arbeitete und arbeitete; biss und kämpfte mich durch, wofür ich nicht selten Freunde und Familie vernachlässigte. Und wofür? Für einen Job, der mir mehr Geld einbrachte, als ich je ausgeben könnte – und den ich hasste. Doch war das fair? »Ich wünschte, ich könnte die Zeit zurückdrehen«, flüsterte ich. »Was würdest du anders machen?« »Ich würde mir mehr Zeit für dich und meinen Vater nehmen. Für die Familie. Ihnen öfters sagen, wie viel sie mir bedeuten.« Ich sah kurz auf meinen Schoß herunter. »Ich würde häufiger mit Tina raus gehen, Tim öfter bei seinen Hausaufgaben helfen. Mit Mum Kaffee trinken gehen, so wie früher. Ich würde so oft wie möglich barfuß laufen; weniger arbeiten oder meinen Job kündigen.« Meinen Job. Für den ich so hart gearbeitet hatte. Eine Arbeit, in der man gut verdient, gibt Sicherheit. Geld gibt Sicherheit. Doch Geld schützt dich nicht vor Tod oder Verlust und tröstet dich auch nicht darüber hinweg. Zumindest nicht langfristig. Ich atmete tief ein und aus. Mit einem Mal kamen mir so viele Dinge in den Sinn. »Ich würde versuchen, das Leben nicht mehr so ernst zu nehmen. Mich bemühen, weniger perfekt sein zu wollen. Nicht mehr so viel Wert auf die Meinungen anderer Menschen legen.« Ich grinste, hob meinen Kopf und sah meine Großmutter direkt an. »Und vielleicht häufiger Junkfood essen.« Plötzlich spürte ich sie – eine wohltuende Wärme, die mich umgab, und kurz fragte ich mich, ob sie von mir oder meiner Oma ausging. »Was, wenn ich dir sagen würde, dass es für all diese Dinge noch nicht zu spät ist, Kleine? Was wäre, wenn du eine zweite Chance hättest?«, fragte meine Oma. Ich runzelte die Stirn. »Es würde Vieles und gleichzeitig nichts ändern. Es würde mir dich und Papa nicht zurückbringen.« »Was es zurückbringen würde, wäre dich. Wir würden in dir weiterleben. Und du kämpfst weiter. So wie du es bereits dein Leben lang tust. Du kannst für die Familie da sein, für deine Geschwister ... und dein Junkfood essen«, fügte sie hinzu. Ich musste schmunzeln und die Wärme um mich herum verstärkte sich. »Es ist nur ... ihr fehlt mir so sehr.« »Und das ist okay. Es wäre schlimm, es nicht so wäre. Das zeigt nur, dass du menschlich bist.« Sie trat einen Schritt näher und beugte sich zu mir herunter. Legte eine Hand über meine Brust. »Wir sind immer bei dir.« Wie abrupt aus einem langen Traum gerissen, fuhr ich hoch und zog gierig Sauerstoff ein. »Sie atmet!«, rief ein weiß-rot gekleideter Mann neben mir. Ein Sanitäter. »Sieht so aus, als bräuchten wir doch nur einen Leichenwagen.« Er gab seinen Kollegen ein Handzeichen. Ich sah mich verwirrt um und stellte fest, dass ich auf nassem Teerboden saß. »Was ist passiert?«, fragte ich, während ich mir den Kopf rieb. Als ich meine Hand löste, sah ich frisches Blut an ihr kleben. Der Mann verband



augenblicklich meinen Kopf, hielt dann meinen rechten Arm hoch, der von blutigen Kratzern und Blutergüssen geziert war. »Sie hatten einen Autounfall – und verdammt Glück, wenn Sie mich fragen.« Mit diesen Worten stand er auf und winkte eine ähnlich gekleidete Frau herbei. Sie durchleuchtete mit einer kleinen Taschenlampe meine Augen und musterte mich. »Können Sie sich an irgendetwas erinnern?« Ich überlegte kurz. Da war der *BMW*. Ein Kombi ... und Scheinwerfer. »Ein Auto rammte mich.« »Ja, ein Geisterfahrer. Nachdem er Sie erwischte hatte, nahm er das Auto neben Ihnen komplett mit; der Fahrer hatte nicht so viel Glück wie Sie.« Sie deutete mit der Taschenlampe hinter mich. Ich drehte mich um und erkannte den *BMW*. Erinnernte mich an den schick gekleideten, jungen Fahrer. »Sie sind vom Fahrstreifen abgekommen und gegen einen Baum gefahren. Hätten Sie einen Beifahrer gehabt, wäre der jetzt tot.« Die Frau schien genauestens Bescheid zu wissen. »Wir hatten zuerst zwei Leichenwägen herbestellt. Sie ... Sie hatten keinen Puls mehr.« Die letzten Worte rief die Sanitäterin fast aus. Murmelte etwas von Wunder vor sich hin, während sie auf einem Block Papier irgendwelche Sachen niederkritzelte und ankreuzte. Sie brabbelte weiter vor sich hin und zog abwechselnd die Augenbrauen hoch. »Nun, was machen Sie, jetzt wo Sie eine zweite Chance bekommen haben?« Ich lächelte und sah vor meinem geistigen Auge meine Oma. Eine seltsame Freude stieg in mir hoch. Lebensfreude. Ich strahlte die Frau vor mir an, als wäre sie ein gesandter Engel. Tränen stiegen mir in die Augen. »Einfach alles anders.«

PLATZIERT

Regensburger Lieblingsorte

Wer nach einem ruhigen Ort mit Aussicht über Regensburg sucht, muss gar nicht bis in die Winzerer Höhen fahren. Etwa zehn Minuten Fußweg von der Steinernen Brücke entfernt, nördlich von Stadtmhof, liegt der Dreifaltigkeitsberg, von dem die gleichnamige Kirche über den Stadtteil blickt. Nach einem kurzen steilen Anstieg – alternativ kann man den Hügel auch von der Seite über den Wallfahrtsweg besteigen – stehen entlang eines Kieswegs vor der Kirche unter Linden und Kastanien mehre-

re Bänke. Von hier hat man einen wunderschönen Blick auf Stadtmhof und die Altstadt, ohne dabei von allzu vielen Menschen gestört zu werden. Wenn man tagsüber auf dem Berg ist, versteht man, warum Regensburg als »nördlichste Stadt Italiens« bezeichnet wird: Die zahlreichen alten Gebäude erinnern mehr an ein toskanisches Bergdorf als an eine mittlere Großstadt in der Oberpfalz. Zwischen den Hausdächern lässt sich die Reihe der Baumkronen erkennen, die das Donauufer säu-

men. Am liebsten suche ich diesen Platz jedoch abends oder nachts auf, wenn es langsam dunkel wird und die Hektik des Tages von mir abfällt. Der Dreifaltigkeitsberg ist für mich dabei stets ein Ort der Entspannung und des Zuruhekommens:

Viele Male war ich schon mit meinem Mitbewohner oder Freunden dort oben, um den Tag bei einem Feierabendbier ausklingen zu lassen, während die Lichter der Stadt mitsamt des beleuchteten Doms unter uns ausgebreitet waren. Für die Wanderlustigen besteht noch die Möglichkeit, zu den an-

fangs erwähnten Winzerer Höhen weiterzulaufen; den eher gemütlich Veranlagten sei der *Spitalkeller* mit seinem im Sommer geöffneten Biergarten am Fuße des Hügels empfohlen. Natürlich ist der Dreifaltigkeitsberg eher eine Option für Frühling, Sommer und Herbst, aber auch in der kalten Jahreszeit bietet sich die Möglichkeit einer Glühwein-Session mit Ausblick an. Da dies mein letztes Semester in Regensburg ist, wird dieses Projekt wohl auch als Nächstes in Angriff genommen.



von Maximilian Michel

Danksagung

Wirdanken unserer Redaktion, ohne deren Ideenreichtum, Einsatzbereitschaft und Schreiblust das Projekt »Lautschrift« neben dem Studium nicht möglich wäre. Ein ganz herzliches Dankeschön geht an unser Layoutteam insbesondere um Nadejda Müller und Laura Hiendl, das mit bewundernswertem Elan und Kreativität dieser 28. Ausgabe ihr Gesicht schenkt. Und zuletzt bedanken wir uns beim Studentischen Sprecher*Innenrat, der dieses Projekt Semester für Semester ermöglicht.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Die Lautschrift stellt ihrem Selbstverständnis nach eine offene Plattform für alle Studierenden der Universität Regensburg dar und will einen Beitrag zur »Förderung der geistigen, musischen und sportlichen Interessen der Studierenden« (Art. 52 Abs. 4 BayHschG) leisten.



Gib nicht dein
letztes Hemd
für's Theater!

Angebote für junge Zuschauer

Last-Minute-Tickets für 8 €

30 Minuten vor Vorstellungsbeginn gibt es vorhandene Restkarten zum Last-Minute-Tarif an der Abendkasse.

Theaterkarte für die Hälfte

Gegen Vorlage eines entsprechenden Ausweises gibt es eine Ermäßigung von 50% auf den Nettokartenpreis.

Sechser-Card für 66 €

- > Ihr erhaltet 6 Gutscheine – frei übertragbar, d.h. ihr könnt z.B. auch dreimal zu zweit ins Theater gehen oder einmal zu sechst
- > freie Terminwahl und ohne Stückbindung
- > gültig ab Preisgruppe III

Die Ermäßigungen gelten für Schüler, Studierende, Auszubildende und Teilnehmer eines Jugendfreiwillendienstes oder Bundesfreiwilligendienstes bis zum vollendeten 30. Lebensjahr. Ticketpreis trotz Ermäßigung: mind. 5,50 €.

KARTENRESERVIERUNG: 0941 / 507 24 24 | karten@theaterregensburg.de

THEATERKASSE: Bismarckplatz 7 | 93047 Regensburg

INFOS UND KARTEN ONLINE: www.theaterregensburg.de

www.facebook.de/theaterregensburg | Instagram: @theaterregensburg

WERDE TEIL DER LAUSCHRIFT!



Du bist aufgeschlossen und engagiert?
Du bist bereit, auch mal über den eigenen Tellerrand zu blicken?
Du hast Spaß und Freude am Schreiben, Layouten oder Fotografieren?

Dann bist Du bei uns genau an der richtigen Adresse!
Unsere Redaktion setzt sich aus Studierenden aller Fachrichtungen zusammen – von Philosophie und Politikwissenschaft über Kunstgeschichte und Psychologie bis hin zu Medizin und Physik – je bunter, desto besser!

Was denkst Du über uns?
Welche Rubriken gefallen Dir besonders gut und welche weniger?
Was ist Deine Meinung zu den Themen und Beiträgen?
Welche Inhalte wünschst Du Dir für die nächsten Ausgaben?

Gerne veröffentlichen wir
Leserbriefe auf unserer Homepage

www.lautschrift.org!

Schreib uns Dein Feedback unter
lautschrift@gmail.com

Du kannst nicht genug von uns kriegen? Folge uns doch auf *Facebook* und *Instagram*!